

VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Mr. 8.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 15. Februar 1892.

Dierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Plein air.

Eine Künstlergeschichte von E. M. Vacano.

(Fortsetzung von S. 55.)

Nachdruck verboten.

Es geschahen die Schritte, welche geschehen mußten. Der Arzt aus Chieti wurde geholt und Totenschau gehalten; er konstatierte ein Herzleiden, welches sich zu einem Gehirnleiden erweitert und zuletzt einen Herzschlag herbeigeführt hatte. John telegraphierte nach England an die Verwandten seines verstorbenen Herrn um Verhaltensmaßregeln. Die Habe und das Geld, welches Mylord mit sich geführt, wurden versiegelt und das Bürgermeisteramt von Chieti nahm das Ganze in Verwahrung. Mit den Mönchen wurde ausgemacht, daß Lord Babels Leiche provisorisch in der Kirchgruft beigesetzt werde, bis über dieselbe von England aus verfügt sei.

Diese stille Beerdigung von der Zelle nach der Gruft fand statt, und Fritz Söhl hatte hier seine Rolle ausgespielt — er war wieder frei, vogelfrei, auf sich selber angewiesen, ein Kapitel seines Lebens, ein unheimliches, traumhaftes, räthselhaftes Kapitel war zu Ende gelebt, und ein neues mußte begonnen werden.

Wieder lag das Leben freudlos, nüchtern, feindselig vor ihm da — nicht in den warmen, natürlichen, licht- und schattenwechselnden Tönen der vornehmen Malerei der großen Meister des Mittelalters, nicht mehr in den Sonnenglorien Rafaels, dem lieblichen Heiligenschein- und Mondeszauber Corregios und dem behaglichen Dämmern Rembrandts, sondern in dem weißen, elektrischen, praktischen, glanz- und stimmunglosen, gläsernen Lichte der Freilicht-Malerei. Seine ganze Barschaft bestand aus dem Gelde, welches er in der letzten Woche von Mylord als Taschengeld erhalten; es war keine kleine Summe, aber doch nicht so groß, daß er damit eine Heimreise oder einen längeren Aufenthalt hier hätte unternehmen können; wieder stand er vor dem Dilemma: arbeiten ums tägliche Brot, für die nächste Stunde, nicht künstlerisch, sondern alles beginnend, was sich ihm bot.

Er wollte voreerst nach Rom hinaus. Als John ihm eine Strecke, bis nach Chieti, das Geleite gab, rasteten sie an der Stelle, wo sie scheiden wollten, unter dem Schatten einer Cypresse, auf den Stufen eines Brunnens am Wege, und der alte schweigende Mann wurde ganz gesprächig und warm gegen das arme junge Blut, das wieder so unbeschützt ins Leben hinaus- zog, so ziellos, führerlos und verlassen. Und er erzählte ihm in dieser letzten Stunde die Geschichte seines armen Herrn, während ein weißer Falter wie eine ruhelose Seele um die schwarze Cypresse gaukelte und der Brunnen eintönig in die Sommerluft hinausplätscherte.

„Mein armer Herr! Es hat ihn niemand so gekannt wie ich, und deshalb hat ihn auch niemand so lieb haben können wie ich. Ich bin nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Es war dies nie meine Sache. Ich kann Ihnen also auch nicht sagen, wie alles vorfiel, nur was geschah, und das übrige müssen Sie sich eben dazu denken. Ich habe ihn schon als Kind gern gehabt, denn sein Vater war mein Wohlthäter, und schon meine Eltern sind im Dienste dieser Familie gewesen. Ich habe ihn nur „unsern jungen Herrn“ genannt. Und wir alle sind so stolz auf ihn gewesen. Er wurde gehätschelt von der ganzen Welt und war doch eigenwillig, starkköpfig, launisch, dabei aber so begabt und auch gutherzig und nobel. Nur schrecklich jähzornig. Aber es that ihm selber am meisten weh, wenn er auf jemanden böse sein mußte. Auf der Schule in Eton nun hatte er einen guten Freund, den er lieb hatte wie einen Bruder. Sir Roderick Evans Digby hieß der. Sie waren, wie man bei uns in England sagt, wie Hand und Handschuh, hand and glove, ein Herz und eine Seele. Als unser junger Lord in die Jahre kam, wo man sich verliebt, da war er — leider durch den Tod seines Vaters bereits unabhängig geworden. Nun, auch er verliebte sich, aber für sein ganzes Leben! Das Mädchen war die Tochter eines Pastors und hatte kein Geld. Ellinor Reddish hieß sie. Und so wunderbar schön war sie, ein Madonnen Gesicht! Dabei war sie so geistig und gelehrt, und singen konnte sie wie ein Engel, und Klavierspielen, und eine Menge Sprachen sprechen — sie sollte eben Gouvernante werden und war dazu erzogen worden. Die hatte nun unser junger Herr so lieb, daß man's gar nicht sagen kann. Er machte seinen Freund Roderick Digby mit ihr bekannt, als er mit ihr schon verlobt war. Sir Roderick und Lord Babel waren beide große Kunstfreunde. Und einmal brachte Mr. Digby die Rede auf einen sehr selten gewordenen, alten italienischen Meister, und sie beide hatten herausbekommen, daß außer den unkäuflichen Galeriebildern nur sechs als authentisch anerkannte Bilder von ihm als im Privatbesitz vorhanden bekannt waren. Und Roderick Digby behauptete, dieselben seien so zerstreut in der Welt, daß man sie nie sammeln könne.

Mylord lachte und sagte: er könne alles durchsetzen mit gutem Willen und Geld. Darauf bot ihm Sir Roderick eine Wette an, und Mylord hielt dieselbe. Es handelte sich um eine Summe, welche für unsereinen ein kleines Vermögen bedeuten würde. In seinem Eifer und Eigenwillen schlug, wie gesagt, Lord Babel ein und machte sich gleich auf die Reise, um die Bilder zu suchen. Es war ein phantastisches, überspanntes Unternehmen, wie es ihm eben paßte. Als er aber mit dem ersten Bilde triumphierend heimkam, da erfuhr er, daß seine Braut mit seinem Freunde durchgegangen und irgendwo auf dem Festlande dessen Frau geworden sei. Lord Babel erkannte nun, daß dieser falsche Freund ihm die Wette nur vorgeschlagen hatte, um ihn aus dem Wege zu bringen; dann hatte er die Zeit benutzt, um die Braut seines Schulkameraden für sich zu gewinnen, ihr den Kopf zu verrecken und sie zu seiner Frau zu machen. Und da er geschickt und schlau war wie ein Teufel und männlich schön und glänzend in seinem Wesen, gelang es ihm, und das arme, eitle,

warmherzige Ding wurde seine Gattin. Die Wirkung dieser Gewißheit auf Lord Babel war entsetzlich. Er verfiel in eine Todeskrankheit, und man verzweifelte an seinem Aufkommen. Und als er endlich dennoch genas, leiblich genas, da war — sein Geist zerrüttet, er war wahnsinnig! Das heißt, es war nicht wilder Zerrinn, daß man ihn hätte in ein Narrenhaus bringen müssen, sondern ein versteckter, partieller Wahnsinn, der sich für den gewöhnlichen Beobachter gar nicht äußerte. „Schwarze Melancholie“ nannte es einmal ein Doktor. Es ist ärger als unser Spleen, und gefährlicher, weil versteckter. Diese Geisteskrankheit äußerte sich darin, daß Lord Babel alles vergessen hatte, was sich auf seine Liebe, auf seine Braut bezog; dieser Teil des Lebens war wie mit einem Schwamm ausgewischt aus seinem Gedächtnisse. Er wußte nur noch von seiner Wette. Und diese Wette wurde ihm zur fixen Idee, an die sich sein armer Geist krankhaft klammerte. Unser alter Hausarzt, der mir Verhaltensmaßregeln gab für die Reisen, die Lord Babel unternahm, erklärte mir alles eingehend, daß ich



Gute Kritik. Gemälde von Fanny Levy.

Photographieverlag von Rud. Schuster, Berlin.

meinen Herrn nie aus den Augen lassen sollte und daß ich mehr sein Wächter und sein Wärter sein müsse, als sein Diener. Auf meine Frage, ob meinem Herrn nie wieder die Erinnerung an seinen großen Schmerz und an seine Geliebte zurückkehren könne, sagte er, das sei dann das Schlimmste! Dieses Erwachen aus seinem stillen Wahnsinn, aus dem wohlthätigen Vergessen, könne zu einem Ausbruche unstillbarer Tobsucht führen, oder — zum Tode. Wir reisten nun Jahre hindurch durch aller Herren Länder, immer auf der sieberhaften Suche nach den Bildern, und ich meine, unter diesem krankhaften Vergessen an seine Liebe und an den Verrat der Geliebten hat bei Lord Wavel immer ein dumpfes, undeutliches Bewußtsein gelebt, ein Gefühl, als ob er, sobald er seine Wette gewinne, wieder daheim an der Seite seiner Braut erwachen würde und die alte Liebe und das alte Glück ihn umgeben müßten, als sei alles nur ein Traum gewesen. Und manchmal hatte er seine lichten Augenblicke; in solchen Augenblicken fuhr es blickgleich durch seine Seele, daß er eine Braut gehabt, daß er auf allen seinen Irrwegen einen Verräter suche und daß er ihn finden müsse. Und da er geschworen hatte, ihm nie ein Leid anzuthun, selbst in der ärgsten Feindschaft nicht, so wollte er, denke ich, einen jungen, kraftvollen, willenlosen, ihm ganz ergebenen Sklaven, eine menschliche Maschine, einen Hund bei sich haben, den er dem Verhassten an die Kehle hegen, d. h. der denselben zum Zweikampf zwingen sollte. Aber diese lichten Augenblicke währten in der That nicht länger als einen Augenblick, und in einer solchen Stunde war es sicher, wo er Sie anwarb, Mr. Fred, und mit sich nahm. Ach, Mr. Fred, es war ein angstvolles, ein qualvolles Leben, das ich an der Seite meines armen Gebieters führte, denn außer dem alten Hausarzte, welcher längst gestorben war, und mir selber mußte ja niemand, daß ich eigentlich der Wärter eines Wahnsinnigen war, denn ich durfte das niemandem verraten, sonst hätten die bösen gewissenlosen, geldgierigen Verwandten Mylords, und vor allem sein Cousin, welcher sein Erbe werden sollte (es ist der Bruder jenes Frederick Osborne, der in Australien starb und dessen Rolle Sie auf der Reise spielten), den Umstand bemerkt, ihn in ein Irrenhaus zu sperren und ihn so schon bei Lebzeiten zu beerben. Endlich kam der Tag und die Stunde, wo er, wie Sie wissen, das letzte, noch fehlende Bild fand. Und da kam die Krisis. Er erwachte aus seinem Vergessen, der Wahnsinn verfloß, und mit der Erkenntnis seines ganzen Glucks, seines ganzen zerstörten Lebens und seiner verratenen Liebe kam das Ende, sein Herz brach.

Der alte John schwieg und legte die Hand über die Augen. Auch Fritz schied sagte nichts, das gelöste Geheimnis, die Erkenntnis der traurigen Wahrheit über jenen armen, toten Mann erschütterte tief sein junges Herz, welches, trotz seiner Erstarrung und seiner Resignation gegen das eigene Geschick, noch so voll Mitleid war für andere.

Dann erhob sich John und sagte: „Sie wissen jetzt alles, Mr. Fred. Wir müssen nun scheiden, wohl für immer. Und ich wünsche von Herzen, daß es Ihnen wohl ergehen möge und daß Ihnen das Leben leichter und freundlicher sein möge als bisher. Gott beschütze Sie! Wo wollen Sie jetzt hin?“

„Weiß ich?“ sagte der Maler, und er schaute hinaus ins Seere, und es lag etwas Herzerreißendes, eine unsagbare Verlassenheit in dieser einfachen Frage.

„Aber Sie können doch nicht so ziellos querselbein laufen, wie ein aufgeschrecktes Wild, Mr. Fred? Sie müssen doch eine Richtung haben?“

„Eine Richtung?“ meinte Fritz mit einem bitteren Lächeln. „Nicht einmal die. Die Amerikaner rufen jedem ziellosen Wandersmann, jedem Glücksucher zu: „Westward ho!“ Denn der Westen ist ihnen das Land der Fülle und der Hoffnung, des Goldes und des Verdienstes und — des rettenden Zufalls. Aber wir sind nicht in Amerika.“

„Sie haben recht, Mr. Fred,“ sagte der alte Diener in seiner ernsten Weise. „Aber Sie sind ja noch jung. Und wenn ich Ihnen einen Rat zu geben hätte, würde ich Ihnen sagen: Riechen Sie nach Osten! Nicht nach der Gegend des Niedergangs, sondern nach der des Sonnenaufgangs!“

So schieden sie.

John nahm seinen Weg nach dem Kloster zurück, und Fritz schritt, sein Kötzlein auf dem Rücken, die Straße entlang, die ihn aus den Bergen und Schluchten herausführen sollte. „Nach Sonnenaufgang!“ dachte er. „Ja, in dem kleinen Schauspiel „Le passant“, das ich auf unserer Bühne daheim von der Sarah Bernhardt-Truppe aufführen sah, ruft auch die Gelbin dem armen, heimlosen, jungen Spielmann zu: „Allez vers l'aurore!“ Aber wenn Gina Muntze das ihrer Kollegin Sarah zuruft, da hat diese es leichter, wenn sie mit ihrem reichhaltigen, blauammetenen Mantel hinter den staubigen Kuffen verschwindet, da ist ihr Ofen eine bequeme, luxuriös eingerichtete Garderobe, ein Nestchen von Sammet und Seide, voll von Spiegeln und Vorbeerkränzen. Aber wo ist ein Nestchen für mich armen Wandervogel? Für die liebevollen zwei Frauenherzen, die mich daheim erwarten, wäre ich ja nur eine Last. Und wo sollte mich noch ein Vorbeerkränz erwarten?“

Die Kunst ist heutzutage nur noch für die Maler eine Quelle des Reichtums oder wenigstens der Sorglosigkeit, welche warten können: monatelang fleißig ein Bild durchempfinden und durchmalen, auf Studienreisen fruchtbar Eindrücke und Begeisterung und Schaffensfreude sammeln, in einem guten Atelier schaffen, dann kostbare, stilvolle Goldrahmen anschaffen, mehrere Kunstausstellungen zugleich beschicken und dann ruhig abwarten, bis man einen löblichen Namen und Popularität genug hat, bis ein paar Geldmenschen sich bewegen fühlen, uns — ja! das Drittel des von uns auf den Bildern angelegten minimalen Preises anzubieten: das ist die heutzutage einzig denkbare Malerexistenz, und die ist nur für die Glücklichen, für die Reichen, oder für die, welche durch eine brillante Heirat reich werden können — wir Künstler sind ja heute die auf dem Markte des Lebens sich feilbietende Heiratsware — wir sind Weiber, aber keine Männer! Die Kunst? Der Ruhm? Der Erfolg? Die Unsterblichkeit? Die werden uns nur zu teil, wenn wir eine gute Partie machen! Ach, es wäre zum Totlachen, wenn's nicht so tieftraurig wäre. Nur die Wahl zu haben: verächtlich zu werden und sich zu verkaufen, oder zu kapitulieren und — Tüncher oder Holzhaner zu werden, wach' jammervolles Schicksal! Nein, armer Raphael, ergieb dich drein: laß das Künstlerium den Geseigneten und suche Arbeit: streiche Wände an oder entwirf Schürzenmuster

für Kattunfabriken. Verlaß den von sanftem Sonnengolde durchleuchteten, von milden Schatten durchtrügten Tempel der Kunst und zieh hinaus, hinaus in das grelle, blöde, bleiche Freilicht des Lebens! Wohin zuerst? Nun, geradeaus, so weit die Börse reicht. Nach Mailand etwa. Aber vielleicht findet sich schon auf dem Wege eine Beschäftigung, eine Stellung, eine Arbeit für mich. Es ist jetzt Touristenaison, und da findet sich wohl hie und da an der Landstraße ein Alberg, wo es ein Paar Stiefeln zu putzen giebt. Vive la Bohème! Es lebe das Zigeunerland — das heißt, die weite, weite Welt!

6. Kapitel. Theatermalerei.

Einbrechende Nacht unter den Kolonnaden auf dem großen Plage von Mailand. Das langweilige, schläfrige Tagesleben ist zu Ende, und das rührige, laute, fröhliche Nachtleben ist im Beginnen. In allen Cafés flammen bereits die Gaslichter auf. Unter den Arkaden wimmelt es an den Marmorischen vor den Kaffeehausthüren von eleganten Herren, der crème de la crème, welche Zeitungen lesen, politisieren, von der nächsten Oper sprechen und Cigaretten rauchen. Elegant gekleidete Blumenmädchen gehen ab und zu und legen einzelne feurige Blüten oder ganz kleine Sträußchen zwischen die Tassen und Becher. Finden sie dann auf dem Rückwege die Blüten verschwunden und an ihrer Stelle das kleine Geldstück liegen, dann bedanken sie sich mit einem fast gönnerhaft lächelnden: „grazie tante, Signor!“

An einem kleinen Tischchen, das im Schatten einer der Säulen stand, saß unser Wanderbursche Fritz Söld, der heute in Mailand angekommen war. Er hatte auf seinem Wege überall nach einer passenden Arbeit ausgeschaut und nachgefragt, aber nichts gefunden. Man findet fast nie, was man sucht, und man sucht so hoffnungsdrüst und flüchtig, solange man noch Geld in der Tasche hat. Aber jetzt war die Summe, welche der Ex-Maler besaßen, so ziemlich zu Ende, und er stand wieder in einer Sackgasse des Lebens, wo er nur die Wahl hatte, an den Wänden hinaufzuklettern oder sich in den Schatten eines Thorweges zu legen und zu sterben. Wie er so an seinem Tischchen saß in seinem von Staub und Some mitgenommenen Sammetröckchen, das Einzige, was noch an Sir Fred Osborne erinnerte, und gedankenlos in der letzten Nummer von Ricordis „Gazetta musicale“ blätterte, krochen ihm wie träge Spinnen manche unmögliche oder phantastische Pläne durch den Sinn. Sollte er sich bei irgend einem Hotel erkundigen, ob man einen Laufburschen oder Geschirrwäscher brauche, oder sollte er bei einem Firmatafel-Fabrikanten anfragen, ob er als Schriftenmaler oder Lackierer eintreten könne?

Dunkler und dunkler wurde die Luft, dichter das Gedränge der Promenierenden, lauter das Rascheln der Frauenfüße, heller und kräftiger das Gaslicht. Mechanisch hatte er die Gazetta musicale weggelegt und ein anderes Blatt in die Hand genommen. Es war ein Exemplar des „Avvenire artistico“, des Spezialorgans für die Interessen der gesamten Künstlerwelt, der Cirkuskünstler, der Bankisten, sowie überhaupt aller Künstler, deren Künste „Arbeiten“ heißen.

Gedankenlos wanderten seine Augen über die Annoncenkolonnen dieses Blattes, wie man über einen menschenlauten Meßbodenplatz wandert, ohne die Absicht zu haben, irgendwo einzutreten, als sein Auge plötzlich auf eine Anzeige fiel, die ihm etwas zu sagen schien. Dieselbe lautete:

„Gesucht für die bevorstehende neue Oper für das teatro Malibran in Venedig noch ein geschickter Dekorationsmalergehilfe besserer Sorte. Eventuell Reisegeld bewilligt nebst Vorschuß. Man wende sich an den Agenten Apilio Forini, Venedig, San Jacaria No. X.“

Fritz las die Anzeige ein, zweimal durch. „Dekorationen malen! Theaterdekorationen!“ Das ist Handwerk, wenn man nur die Entwürfe eines andern ausführt. Und doch kann man dabei an die wahre Kunst denken, und Fritz zitterte vor Freude, so oft er daran denken konnte, einen Pinsel in die Hand nehmen zu dürfen. Und Reisegeld gab es, und wenigstens die Möglichkeit, weiter nach Norden zu kommen, weiter der Heimat zu, wenn ihm dieselbe auch verschlossen blieb. Was schädete es, wenn er sich meldete? Und noch in derselben Nacht schrieb er in seiner ärmlichen Gasthausstube in der Vorstadt ein Gesuch, und nach drei Tagen hatte er eine bejahende Antwort und Reisegeld.

Fritz kam in Venedig gegen Morgen an. Venedig im Morgenschimmer, wenn es wie aus Rosenduft und Goldsäden ziseliert erscheint, ist keine Stadt, sondern ein Märchen. Ein orientalisches Märchen, erzählt in der süßen Sprache Tassos. Die Brise, die über diesen Traum hinschaut, benimmt jede Trauer, sänsigt jedes Leid. Es ist, als ob man plötzlich alles fände, wie durch ein Wunder, was man niemals geträumt, alles wüßte, was man niemals gedacht, alles besäße, was man niemals ersehnt. Die alten Märchen aus der Kinderzeit treten uns plötzlich hier verkörpert entgegen und lächeln und sagen: „Was deine junge Seele verlangt hat, es ist hier Wirklichkeit: wir bringen alle Schätze des Morgenlandes mit, das Sonnengold ist wirkliches Gold, des hier voll ewiger Jugend und voll ewiger Herrlichkeit!“ So ging's auch Fritz Söld in der ersten Stunde seines Hierseins, als er im frischen Morgenatem der Natur über den menschenleeren Markusplatz schritt, an den Procuratorien vorüber, und in die geheimnisvoll schattige, von lilafarbenen Lichtern durchzogene Markuskirche trat und als die steifen Mosaikbuntwerke und trotz der greisenhaften Steifheit so erhabene Kunstwerke! von der mattgoldigen Himmelsdecke ihm zuzuwinkten und einander zu sagen schienen: „Der da kommt, ist auch ein Künstler, ein echter. Und wir sind die Heiligen solchen jungen Volkes, wir sind das Wunder, und um was er uns bittet, das wollen wir ihm gewähren!“

Und seine Seele versank in die Gewalten des Gebetes. Dann, als der Tag weiterschritt, als die Gloten der grellen Mittagssonne sich über die tausend Brücklein, Uebergangsstellen, Kanäle und Kanäthen legten und den Wanderer verfolgten mit ihrem unerträglichem, tödlichen, feindseligen Lichte, als alle Fensterläden sich schlossen, alle Leute sich in den Schatten flüchteten, alle Tauben von San Marco träge in die Dämmerung der Loggien und in die Nischen der Paläste huschten und von dem süßen Trank des venezianischen Morgenlebens nur die Hefe der rastlosen Touristen und der lügenhaften Ciceroes zurückblieb, da trat an das Herz, welches wieder jugendfröhlich werden wollte, die häßliche plain air-Wirklichkeit heran.

Fritz suchte sich vor allem ein Obdach in einem entfernten Gäßchen in der Nähe des Bahnhofes, in einem jener häßlichen engsträubigen und himmelhoch, in deren Souterrain sich eine offene, überdachte Garfläche mit prasselnden, seit wenigstens drei Tagen aufgewärmten, fettigen polle roste und unerträglichen Thunfischplatten befand, wo auf der Hauschwelle wirrhaarige Weiber „mit den Händen in der Luft“ stricheln und wo in einem schmutzigen Hinterhofe aqua-fresca-Männer unheimliche Betteln und nach Gemüße riechende Bettler wohnen. Dann begab er sich nach dem Häuserwinkel San Zaccaria, suchte den Agenten Apilio Forini in einem nach Parmesankäse duftenden Magazin-Comptoir auf, ward von diesem mit einer Karte nach dem teatro Malibran geschickt und konnte daselbst lange nicht finden, da er ein statliches, freistehendes Gebäude suchte und nicht glauben konnte, daß man nach diesem Kunsttempel durch eine niedere Hausflur und einen winzigen Hof gelange.

Über endlich stand er in der Kanzlei des Direktors und stellte sich als der Dekorationsmalergehilfe vor, und mit zwei geschäftsmäßig aussehenden Leuten — welcher war der aktuelle Direktor der Stagione und welcher sein Faktotum, welcher der „Kunstunternehmer“ und welcher der Geldgeber — seine Ansprüche an eine solche bescheidene Stelle klar machte. Mechanisch erzählte er, wo er seine Malerstudien gemacht, daß er auch in der Dekorationsmalerei etwas geleistet, indem er — seine Ansprüche an eine solche bescheidene Stelle klar machte, aber ehrenvolle Amt eines Dekorateurs ausgeübt und mit ästhetischen Dörfern, afrikanischen Landungsplätzen und chinesischen Dörfern Jurore gemacht hatte bei den gebildeten Ständen in allen Kunstfernern. Dieses „Anch'jo son' pittore!“ schickte auf die beiden Direktoren einen unaußsprechlich deprimierenden Eindruck zu machen.

Der eine, ein beweglicher kleiner Mann mit Pudelhäaren, einem Pudelfeichte und Pudelmanieren, rief jogleich: „Nein, nein, das ist nichts! Wir möchten gern einen Arbeiter und Sie haben doch meist quadri gemacht, und —“

Der andere aber, ein langer, schönfrasierter, etwas gelber und etwas wecker Stutzer, beschwichtigte seinen Kollegen und sagte: „Nicht so rasch! Was kann dieser junge Mann eigentlich dafür, daß er ein Künstler ist?“

„Freilich!“ sagte Direktor Nummer zwei befürchtigt, im mitleidig: „Was kann er dafür? Und er kann sich ja helfen in sich gehen und recht gute Dekoration ausführen unter unserm Meister Noletti.“

„Gewiß,“ sagte Direktor Nummer eins. „Er hat ja eigentlich fürs erste nur Farben aufzutragen. Und dann, die Zeit drängt, wir bringen die Oper doch schon in drei Wochen, und die Pinsler, die sich bis jetzt präsentiert haben, waren sämtlich Maurerlehrlinge.“

Und so kam es, daß Fritz — „Rico“ wurde er von da an genannt — acceptiert wurde und schon am nächsten Morgen sein Amt als „Nachstreicher“ bei Meister Noletti, dem Dekorationsmalere, antreten konnte. „Das gab nun wieder Arbeit und tägliches Brot für einige Wochen hinaus — und leicht für Jahre!“ dachte „Signor Rico Söldi“ mit jauchender Hoffnungsfreudigkeit. Und auf dem Nachhausewege blieb er vor dem Theaterzettel stehen, welcher die Oper für heute abend anzeigte. Man gab „diesen und die folgenden Abende den ewig jungen „Ernani“ von Verdi.“

Das schien ihm von guter Vorbedeutung, denn die Oper „Ernani“ war es eben, die er als Knabe gesehen, als ihm sein seliger Vater an seinem Geburtstag zum erstenmal ins Theater mitgenommen hatte. Man wird abergläubisch, wenn man unglücklich ist — nur die Glücklichen sind aufgeklärt. Da las er dann mit der Neugierde eines Kindes — alte Opererinnerungen wurden wach in ihm — die Namen aller Darsteller. Der Theaterzettel lautete:

„Ernani.
Dramma lirico in 3 atti.
Poëma del Signor M. Piave.
Musica del maestro Giuseppe Verdi.

Ernani	Sgr. Nerini Ernesto.
Don Gomez da Silva	Sgr. Toricelli Corrado.
Elvira	Sgra. Cosetti Lenora.
Carlo	Sgr. Bravadura Romano.

Es war merkwürdig, daß er auf dem Nachhausewege, wo er sich in einem Café ein Glas cipro und einige Mandolinetten kaufte — o das Künstler-Schlehdamm! — immer wieder daran dachte, wie wohl die Primadonna Signora Lenora Cosetti aussehen möge. Es war das so sonderbar. Er kannte sie nicht, konnte sie nie gehört haben — gewiß nicht. Und doch dachte er daran, ob sie wohl groß, schlant und dunkelhaarig oder klein, zierlich und blond sein möge. Was für eine Stimme sie habe. Zuletzt wunderte er sich selber über sein albernes, unmotiviertes Grübeln und dachte bei sich, das müsse der cipro machen.

Und als er an diesem Abende in der Garfläche unten kleine calamari-Fische mit Eichorienalat aß, da saß ein geschwätzig junger facchino neben ihm, der ihm von der Königin Margherita, von Menotti Garibaldi, vom Palazzo Maurocordato und zuletzt sogar von der Oper erzählte; da fragte ihn „Rico“, wie die Primadonna Signora Cosetti sei.

Da begann nun der Facchino eine Hymne in allen Tönen, mit allen Uebertreibungen: „O, la diva! la Cosetti! Una voce d'oro — un mezzosoprano del primo cappelletto! E bellissima, biondissima, un' artista perfetta, illustrissima — und von einer Majestät! Und von einem Feuer und einer Leidenschaft! Und eine stolze Dame! Er hatte schon das Glück gehabt, sie zweimal nach Hause gondeln zu dürfen für seinen eugino Cecco, den Gondoliere, aber nie war sie in Begleitung. Sie sei sehr lustig, o, sehr lustig in den Hotels, mit ihren Kolleginnen und den Offizieren und Kavaliere, und mit wem nicht! Aber er habe sie stets allein nach Hause gondelt, allein mit ihrer ältlichen cameriera Teresa — und sie sei una principessa, una santa! Keine Italienerin, o, freilich nicht eine Italienerin, sondern eine Französin, eine Pariserin, glaube er, oder eine Deutsche, oder dergleichen, aber sie spreche das Italienisch wie eine Trastevereinerin, so süß, als ob sie dabei Bonbons esse — und ihr blondes Haar sei wie gesponnenes Gold — ja, sie sei eine Nordländerin oder gar eine Amerikanerin, so wie Madame Albertazzi, von der ihm sein eigener Vater noch vorgeschwärmt habe, eine Engländerin gewesen sei und nur einen Italiener geheiratet habe; Madame Albertazzi, welche so prächtig als

Ninetta
jein bei
wie ein
sie esse
in insal
Und
mich au
er sagte
Frauenz
kommen,
Sachen
Verbann
die heiß
unterdrü
Berlone
wo er
ihn eine
Nein
mehr an
Was
nicht me
nicht die
die Sch
dem Am
malerei
Theater
arbeitete
Oper. A
inscenier
Von
de Resz
damals
einem id
haben u
schönen
wurde d
jetzt un
Stadt un
Fritz
schäftig
auf los
miges W
Kunst d
keiten de
im klein
Grottesk
finement
nicht der
das men
zernen m
mit es i
Dekorati
größern,
wie Wir
bewußte
ist eine
man ein
und die
Ein Ma
die Thea
hinter F
nie wic
eigentlich
danke m
Freude.
warf, ver
zu sein
so wie ich
sperrt wo
Herzens
Seele, d
Und so
seiner M
Und
freies Er
hörte er
Cosetti a
Sie
ordentlich
und Glu
— viele
Kindes, d
gleich: b
raschend
Leidenlich
einer jen
schon in
war eine
Nebel la
aber in
leuchten,
Straßlen
Es
ein Herz
der Batt
Fühlen.
Stimme,
taucht. L
ausdrucks
eine wal
teiner be
hörte, so
blond, v
von aller
Dazu ha
augen ei
gezeichnet
edte Wü
jedem J
Wie alt
— vellei
sein zu n
behaup

Ninetta in der Gazza cadra gewesen sei. Und das Seltsamste seien bei ihrem goldigen Haare ihre schwarzen Augen, Augen wie ein Teufel, Stör. Und zu singen verstehe sie — oime! — sie esse alle übrigen Sängern auf dem Salat — mangia in insalata!

Und Nico sagte sich dabei: „Was geht das alles eigentlich mich an?“ Er konnte die Antwort darauf nicht finden. Aber er sagte sich, es sei ein Unsinn, so neugierig zu sein nach einem Frauenzimmer, mit dem man wahrscheinlich nie zusammenkommen, mit der man nie ein Wort wechseln werde. Zwei Sachen aber sagte er sich nicht: daß er die ganze Zeit seiner Verbannung über sich hatte mühen müssen, um die Liebe und die heiße Sehnsucht seines Herzens nach Erna Gelnhausen zu unterdrücken, und daß diese Sehnsucht nach der für immer Verlorenen ihn gequält habe stündlich, täglich! Und das jetzt, wo er aus seinem schweren Traum mit Mylord erwacht sei, ihn eine neue, unbesiegbare Sehnsucht überkam. Nach ihr? Nein. Erna Gelnhausen war ja tot für ihn, er durfte nicht mehr an sie denken.

Was kümmerte ihn aber ein anderes Weib? Ach, er wußte nicht mehr, daß er noch jung sei und daß das, was er fühle, nicht die Sehnsucht nach einer bestimmten Person sei, sondern die Sehnsucht nach der Liebe!

Am nächsten Tage kam er zu der bestimmten Stunde nach dem Theater und begann sein Tagewerk. Die Dekorationsmalerei wurde in zwei großen Magazinräumen betrieben. Der Theatermaler Signor Noletti war selber da, und unter ihm arbeiteten mehrere Gehilfen an der neuen Dekoration der alten Oper. Denn die „neue Oper“ war eine alte, die nur „neu inszeniert“ wurde, nämlich der „Faust“ von Gounod.

Vor Jahren schon war die Oper gegeben worden mit Juan de Meszle, dem jetzigen primo tenore der Pariser Oper, welcher damals noch Baryton war, als ganz jugendlicher Valentino — einem idealen Valentino, wie Gounod sich denselben geträumt haben mochte, und mit seiner kindlich jungen und kindlich schönen Schwester Giuseppina de Meszle als Margherita. Jetzt wurde die Oper mit der Cojetti und Nerini neu in Scene gesetzt und dazu eine neue Dekoration, eine mittelalterliche Stadt und eine neue Dom-Vorhalle gemalt.

Fritz hatte sich mit vollem Eifer auf seine neue Beschäftigung verlegt und „handwerklich“ mit aller Macht darauf los an einem Gebüsch; es machte ihm eine Art grimmes Vergnügen, zu „flehen“. Die Theatermalerei ist eine Kunst à part, in welcher ein Maler so recht alle Dreistigkeiten des Freilichts anbringen kann, anbringen muß. Was im Kleinen Delbilde empfunden wird, das muß bei der Groteskmalerei berechnet werden; man muß da alles Raffinement der falschen Perspektive in Anwendung bringen, nicht der richtigen. Wie die Alten bei ihren Theatermasken das menschliche Gesicht zu einer unmöglichen Karikatur verzerren mußten und in allen Dimensionen verfälschten, damit es im Zuschauerraum als Natur wirke, so muß der Dekorationsmaler das richtige Gesicht der Landschaft vergrößern, verändern, verjähren, damit es in der Ferne wie Wirklichkeit anmutet. Sich in diese Regeln, in dieses bewußte Verfälschen des gegebenen Modells hineinfinden, ist eine schwierige und gefährliche Aufgabe. Denn sobald man ein guter Dekorationsmaler ist, verliert man das Auge und die Hand für das Bild im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein Maler, welcher sich aus seiner Karriere heraus auf die Theatermalerei wagt, verbrennt hinter sich ab und kann nie wieder das Auge und die Hand des Landschafters im eigentlichen Sinne des Wortes erlangen. Und dieser Gedanke machte unserm Maler eine böse, selbstmörderische Freude. Wenn er sich auf die einträgliche Theatermalerei warf, versperrte er sich selber die Möglichkeit einer Rückkehr zu seiner geliebten, heiligen, Gott nachschaffenden Kunst, so wie ihm die Rückkehr zu seiner einstigen Verlobten versperrt war für immer. Und wenn er die Geliebte seines Herzens verloren hatte, so sollte er auch die Geliebte seiner Seele, die Malerei in höherem Sinne verlieren für immer. Und so war er mit Leib und Seele bei seiner Arbeit, bei seiner Aufgabe.

Und an einem der nächsten Abende bekam er auch ein freies Entree für die Vorstellung im Theater. Und da sah und hörte er die Diva der stagione, die gefeierte Signora Lenora Cojetti als Caira.

Sie war wirklich eine ganz originelle, in ihrer Art außerordentliche Künstlerin. Als dramatische Sängerin voll Leben und Blut. Ihr Spiel war ganz und gar nicht herkömmlich — vielleicht war es auch nicht das Spiel des echten Theaterkinds, der richtigen Lampenprinzessin. Es war dafür zu ungleich: bald großartig, zurückhaltend, zu vornehm, bald überaus in originellen Zügen, in hinreißenden Effekten der Leidenschaftlichkeit. Ihre Stimme war ein dunkler Sopran — einer jener Soprane, welche wie die Blätter der Theophrast schon im Entfalten bräunliche, goldfarbige Ränder haben. Es war eine Hochsommerstimme, schwül und schwer; ein leichter Nebel lag über derselben, und der Horizont dunkelte gleichsam, aber in diesem Halb Dunkel zuckt es zeitweilig auf wie Wetterleuchten, und in diesem Wetterleuchten liegt ein himmlisches Strahlen.

Es war eines jener Stimmenwunder, in denen sozusagen ein Herz pocht. Kein vollendetes Instrument, wie das Organ der Patti, sondern durch und durch menschliches Empfinden, Fühlen. Manchmal war es aber, als erblicke plötzlich diese Stimme, wie ein glühendes Eisen, das man in kaltes Wasser taucht. Leonora Cojetti sang dann ganze Passagen mittelwächtig, ausdruckslos, wie gelangweilt und müde. Als Weib war sie eine wahrhaft verblüffende Schönheit. Eine Schönheit, die keiner bestimmten Rasse, gleichsam keiner Nationalität angehörte, sondern kosmopolitisch war. Ihr Haar war eugenienblond, von jenem impertinenten Blond, welches eine Zeitlang von allen Pariser Modedamen künstlich herbeigeführt wurde. Dazu hatte sie die riesengroßen, feurigen, schwarzen Sammetaugen einer Kreolin, mit Augenbrauen, wie mit dem Pinsel gezeichnet. Ihre Gestalt war groß und majestätisch — eine echte Bühnengestalt, von größter Eleganz und voll Anmut in jedem Zuge. Mit einem Worte, ein berauschesendes Wesen. Wie alt sie war? Vielleicht war sie bereits etwas sur le retour — vielleicht eben an der Grenze, wo die Frau anfängt, jünger sein zu wollen, als sie ist. Aber gewiß konnte das niemand behaupten. Die Schminke, das Lampenlicht waren für die

Cojetti sozusagen die Heimatluft, welche ihre glänzende Schönheit zu einer absoluten machten. Sie war nicht Geschmacklos, man mußte sich ihrem Zauber hingeben, ohne Frage. In Italien sind gerade Frauen in diesem Alter die bezauberndsten, weil sie sich fühlen; dort hält man es für ganz natürlich, daß vollerblichste Schönheiten ganz frühlinghafte, jugendliche Männer haben, und Erminia Frezzolini, die berühmte Sängerin, tanzte noch, nachdem sie bereits ihre Stimme verloren hatte und nur noch in den Konzerten am Lido mitwirkte, auf Bällen, in Seidenkleidern vom zartesten, mattesten Rosa, und heiratete, wie es hieß, einen zwanzigjährigen Jüngling. Italien ist das Land für derlei, und es fiel keinem Menschen ein, nach dem Alter der Cojetti zu fragen. Sie war viel jugendlicher, als wenn sie das jüngste Mädchen gewesen wäre.

Und wie man ihr zuzubelte! Ein echt italienischer Scirocco brauste durch das Haus nach ihrer großen Entree-Arie, und nach der wie gewöhnlich aus den „Lombardi“ eingelegten Stretta, da gab es eine allgemeine Kaserei. Habt Ihr einmal einen jähren Sommersturm alle Blätter eines Rosenbeetes durch die Luft wirbeln sehen? Ein Brausen und Tosen und Blütenwirren? So war das Furore an jenem Abende, wo Fritz zum erstenmale Lenora Cojetti sah und hörte. Und auf den Sturmeschwüngen des Beifalls der anderen ward seine jugendfrische, wiedererwachende, liebedürstende Seele mitgewirbelt in die Begeisterung.

Er liebte sie. Aber er hatte keine Ahnung davon. Er, der arme Theatermalergehilfe würde sich für verrückt gehalten haben, eine vergötterte Primadonna zu lieben. Und er wäre davor erschrocken, wie vor einem Bergehen. Und dann: wie hätte er sich jemals ihr nähern können? Wie auch nur mit ihr sprechen? Aber eben diese absolute Unmöglichkeit, niemals ein Wort mit ihr wechseln zu können, machte, daß er ahnungslos, unbedacht, ohne Grübeln, ruhig sich dem neuen Gefühle hingab, das er Kunstbegeisterung nannte. Von da ab war er jeden Abend im Theater.

Eines Vormittags mußte er während der Probe des Faust auf die Bühne, da Signor Noletti eine Dekorationswirkung



Prinz Albert Viktor, Herzog von Clarence und Avondale.

probieren wollte. Die Sänger hatten deshalb ihre Probe für einige Augenblicke unterbrochen und plauderten hinter den Kulissen und in den Gängen. Zudem hielt man keine Gesangs-, sondern eine Spielprobe, eine Probe des Scenariums, der Gruppenbildungen. Die Cojetti hatte eben mit dem Basso die Domäne probiert, und Fritz war hinter der einen Kulisie stehen geblieben und hatte derselben beigewohnt. Dann kam eine andre Scene dran. Fritz schaute noch ein Weilchen zu und suchte mit den Augen nach der Cojetti, welche die Bühne verlassen hatte, als plötzlich neben ihm eine klingende Frauenstimme sagte: „Wie kommen Sie daher? Gehören Sie zum Chor?“ Er wandte sich jählings um. Es giebt Augenblicke, wo man sich wie ins Herz getroffen fühlt und wo man den Atem verliert. Neben ihm stand die Cojetti. Sie hatte nicht unfreundlich gesprochen, sondern lächelnd, liebenswürdig, wie eine echte Künstlerin, welche eben die Laune hat, mit jemandem zu sprechen. In dem grauweißen, gepensterten Lichte einer Bühne am Tage sah die Cojetti fast feenhaft zart aus. Ihre Schönheit war da gleichsam verklärt, vergeistigt und verlieblich. Sie trug den schwarzen Schleier der Italienerinnen um ihr nach dortiger Mode schlichtgeschleitetes Haar drapiert und raschelte mit dem obligaten schwarzen Fächer. Es giebt ein Rascheln von Schlangenschuppen im Waldmoose, das weniger gefährlich ist.

„O! seusi!“ sagte Fritz zurücktretend. „Sie entschuldigen sich? Wieswegen? Weiben Sie doch. Ich fragte Sie nur, weil ich Sie hier noch nicht bemerkt habe.“

Die Cojetti war eine sehr geistvolle Frau, wie es hieß, aber sie merkte in diesem Augenblicke nicht, daß sie mit ihren scheinbar harmlosen Worten einem aufmerksamen Beobachter etwas Merkwürdiges verraten haben würde: daß ihr nämlich der junge, schlichtgekleidete Mann aufgefallen war. Denn sicher gab es Dutzende von Choristen, die sie gar nicht bemerkte.

„Nein. Ich arbeite im Atelier der Theaterdekorationen,“ sagte Fritz, und der Blick, dieser schwarze Blick, mit dem sie ihn ansah, machte ihn gleichsam schwindeln. Es war ein so unbeschreiblich seltsames Gefühl in ihm — sie sprach mit ihm! Es war ein Liebeszauber, der ihn in seinen Bann nahm.

„Ah so! Sie sind also Maler?“

„Nur Malergehilfe,“ sagte er.

„Aus Gehilfen werden Meister,“ lächelte sie. „Wie konnte ich Sie nur für einen Choristen halten. Man sieht Ihnen gleich

den möglichen Künstler an.“ Sie sagte das mit der Unbefangtheit der großen Dame. Sie sagte ihm keine Schmeichelei, sie konstatierte nur eine Thatjade. „Sie sind aber gewiß musikalisch. Haben Sie eine Stimme?“

„Wie ein Rabe.“

Sie lachte. „Jedenfalls sind Sie kein Italiener. Sie sind — lassen Sie mich raten nach Ihrem Accent: ein Deutscher! Nicht wahr?“

„Sie haben's erraten, Signora.“

„Sie kommen abends in die Oper?“

„Ich komme immer in die Oper, wenn Sie singen, Signora.“

Sie war schon im Weggehen gewesen, als er dies sagte. Sie wandte ihm ihr Antlitz wieder zu, fast erstaunt, aber angenehm erstaunt, denn sie lächelte ihm zu und neigte dankend ihr Haupt, wie sie es bei der galanten Phrase eines Kavaliere gemacht haben würde.

Sie zählte ihn also unter die Menschen!

Von diesem Augenblicke an war aus „Nico Soldi“ wieder der Künstler Fritz Söld geworden.

Abends war er im Theater. Nicht in einem versteckten Winkel der letzten Galerie, sondern im Parterre. Er trug das Habit seiner Baronetszeit und war sehr sorgfältig in seiner Toilette gewesen. Das letztere hätte er gar nicht gebraucht, er sah immer aus wie ein Kavaliere.

Obira fand ihn heraus an seiner Säule, und sie lächelte ihm zu. Er täuschte sich nicht. Und als er applaudierte, hatte sie für ihn, für ihn speziell ein vertrauliches Neigen des Kopfes, welches ihm allein gehörte. (Schluß folgt.)

S e i m k e h r.

(Hierzu das Bild Seite 77.)

Er zog davon, schon lang' ist's her,
Hinaus in Kampf und Schlacht.
Wie hat so oft in Sorgen schwer
Die Liebste sein gedacht!

Da kommt ein Brief, und wie sie liest,
Sieht bald die Schrift sie nicht,
Denn Thräne, ach, um Thräne fließt
Ihr über das Gesicht.

Sie weiß nur, daß auf blut'gem Feld
Der Liebste niedersank,
Daß in der Fern', in fremder Welt
Er daliegt wund und krank.

Das Mütterlein, das faltet stumm
Die Hände zum Gebet.
Ach, sah'n sie doch nach dem sich um,
Der lauschend draußen steht!

Da klingt es laut: „Schah, tröste dich!“
Ein heller Schrei erschallt,
Der Freude Thränen mischen sich
Den Schmerzensstränen bald.

Er ist's, er ist zurückgekehrt
Vom Schlachtfeld matt und wund,
Doch ist das Herz ihm unverfehrt
Gelieben und gesund.

Wohl ihm und ihr, daß unverfehrt
Ihm auch ein Arm verblieb!
Mit dem umfaßt und hält er jetzt
Sein holdes, treues Lieb.

J. Trojan.

Herzog von Clarence †.

Das englische Königshaus hat einen schweren, schmerzlichen Verlust erlitten: der dereinstige Erbe der Krone, der älteste Sohn des Prinzen von Wales, Albert Viktor, Herzog von Clarence und Avondale und Carl von Athlone, ist von der Seuche, die zur Zeit verheerend durch ganz Europa zieht, in dem blühenden Alter von 28 Jahren dahingerafft. Mit ihm sind viele schöne Hoffnungen, große Erwartungen ins Grab gesunken, und das englische Volk, welches in dem edelgesinnten, ritterlichen Prinzen die Geisteshoheit und Herzensreinheit seines unvergeßlichen Großvaters, des Prinz-Gemahl Albert, erneuert sah, trauert tief und innig mit der schwer gebeugten Familie des Entschlafenen.

Sein ganzes Vorleben schien Bürgschaft zu leisten für eine dereinstige segnete Wirksamkeit als konstitutioneller König der drei Reiche. Sorgfältig erzogen und in der ländlichen Stille des Schloßchens Sandringham körperlich wie geistig reich entwickelt, bestimmte der am 8. Januar 1864 geborene Prinz sich früh der Marine, erlernte auf dem Schulschiff „Britannia“ den Dienst und trat, wohl vorbereitet, in Gemeinschaft mit einem jüngeren Bruder auf der Korvette „Bacchante“ eine auf drei Jahre bemessene Reise um die Welt an. Die Eindrücke und Anschauungen, die er während dieser Zeit in wechselndem Aufenthalt an den interessantesten Punkten der Welt gewann, blieben nicht ohne fördernde Wirkung auf sein Geistesleben. Zeugnis dafür legt das Reisetagebuch ab, welches er nach seiner Rückkehr veröffentlichte: Aufzeichnungen von großer Frische, wachsender Erkenntnis und feinem Formgefühl.

Dem Vaterlande wiedergegeben, bezog er voll Eifers, sein Wissen zu bereichern und zu vertiefen, die Universität Cambridge, vertauschte dieselbe später mit der deutschen Hochschule Heidelberg, überall reges Interesse selbst für entlegene Gebiete menschlichen Wissens bekundend.

Nicht geringere Teilnahme schenkte er, heimgekehrt, dem Kriegswesen des Vaterlandes, erlernte auch hier bald tüchtige Kenntnis des Dienstes, stieg im Lauf der Jahre zum Range eines Majors im 10. Husarenregiment und wurde im Inlande wie auf dem Festlande durch Würden und Ehren ausgezeichnet. Auch die schönere Würde eines Chemanes stand ihm bevor, da er binnen kurzem mit der anmutigen und talentvollen Prinzessin Victoria Mary von Teck sich vermählen sollte, als das grausame Verhängnis über sein junges hoffnungsvolles Leben hereinbrach und ihn den Seinen und dem Vaterlande entriß.

Die Chediwa Emineh.

Von Heinrich Brugsch.

Nachdruck verboten.

Es war im Jahre 1873 und während meines langjährigen Aufenthaltes in Aegypten im Dienste des damaligen Chediws Ismael Pascha, als eines schönen Tages ein Ordnonanz-Husar auf mein Haus losporgte, vor der Thüre desselben sein Pferd zum Stehen brachte und aus seiner Säbeltasche ein langgestrecktes Briefcouvert hervorzog, dessen arabische Aufschrift an meine Adresse gerichtet war. Ich öffnete den Umschlag und ersah aus dem Inhalt des einliegenden Schreibens, daß mir die Ehre zu teil geworden war, auf vizeköniglichen Befehl eine Einladung zu einer arabischen Hochzeit zu erhalten. In wenigen Tagen sollte die Vermählung des damals zweiundzwanzigjährigen Kronprinzen Mohammed Tewfik mit der Prinzessin Emineh nach landesüblicher Weise gefeiert werden, und meine bescheidene Person gehörte zu den eingeladenen Ehrengästen.

Ich muß es offen eingestehen, daß mich eine so ungewöhnliche Auszeichnung überraschte und ich mich einigermaßen in Verlegenheit befand. Ich hielt es nämlich nicht für möglich, daß ein Christ jemals als Zeuge bei einer mohammedanischen Hochzeit anwesend sein könnte und nun erst gar bei einer Kronprinzlichen, wie sie der vizekönigliche Vater mit allem Glanze zu feiern beschloß hatte. Die arabischen Hochzeitsgebräuche, von dem Aufzuge der verschleierten Braut auf öffentlicher Straße an bis zu der Männergesellschaft im Hause oder auf der Gasse hin, am Hochzeitstage selber waren mir wohl bekannt, an jedem Donnerstage hatte man Gelegenheit, dieses Schauspiel bei einer Wanderung in Kairo zu genießen, aber ich hatte keine Ahnung davon, welche Rolle meiner bescheidenen Person bei einer arabischen Hochzeit zu spielen vorbehalten war.

Ich mietete mir einen der schönsten Wagen, die in der Stadt zu finden waren, legte den besten arabischen Dienstoff an und ließ den Kutscher den Weg nach dem Kronprinzlichen Palais in der Stadt einschlagen. In kurzer Zeit war ich an Ort und Stelle, stieg in der Nähe des Eingangs zu einem langgestreckten Quergebäude innerhalb eines mauerumzäunten Gartens aus, um unter Palmen und Cypressen die Richtung in das Innere des Empfangsaales einzuschlagen. Selbstverständlich fehlte es nicht an einer reichen Dienerschar in arabischer Galatracht, welche mich hilfreich aus dem Wagenkasten hob und mich beim Gehen mit ihren Armen stützte. Ich ließ es ruhig und willig geschehen, denn das gehört zum vornehmen Ton bei den lieben Morgenländern. Die Flügelthüren wurden weit geöffnet, und ich befand mich plötzlich einem langaufgeschossenen, spindeldürren Neger gegenüber, der mir mit freundlichstem Gruße und lebenswürdigem Lächeln die Hand reichte und im Namen seiner Herrin, der Prinzessin Thronfolgerin, seinen Dank für mein Erscheinen aussprach. Der vornehm aufgeputzte Neger, den übrigens ganz weltmännische Manieren auszeichneten, war kein anderer als der oberste Algha oder Eunuch des zukünftigen Kronprinzlichen Harems.

Nachdem ich meinen Platz auf einem Polsterstuhl eingenommen hatte, entfernte sich mein höflicher Begleiter, und ich gewann die nötige Ruhe und Zeit, den Raum, in welchem ich mich befand, und die bereits eingetroffenen Hochzeitsgäste einer genauen Prüfung zu unterziehen. Vorweg sei bemerkt, daß ich nach guter Landesart jedem einzelnen der Anwesenden der Reihe nach meinen stummen Gruß mit leichter Verbeugung zum Ausdruck brachte. Ich legte die rechte Hand aufs Herz, auf den Mund und auf die Stirn, was so viel bedeuten soll, als „meine Verehrung und treue Gesinnung, meine Worte und mein Denken gehören Euch an!“ Bei äußerst vornehmen und hochstehenden Persönlichkeiten mußte ich notgedrungen derselben Sitte folgen, indem ich gleichsam als Einleitung zu den be-

schriebenen Handbewegungen die fünf Finger nach dem Boden streckte, um dadurch symbolisch zu bekräftigen, daß ich im Staube vor den Edelsten unter den Edlen liege.

Es war ein langer geräumiger Saal im Erdgeschoß, in dem ich mich mit der übrigen, etwa aus 60 Personen bestehenden Gesellschaft befand. Die hohe Geistlichkeit, die ägyptischen Minister und sonstige vornehme Beamte, sämtlich dem Islam angehörend, und außer mir zwei Christen waren darin vertreten. Die Saalwände waren mit hellen, dabei geschmackvollen Tapeten bedeckt, mächtige Wandspiegel Pariser Ursprunges erhellten den Bilderschmuck, dunkelrote seidene Gardinen hingen vor den zahlreichen Fenstern, und europäische Sofas und Polsterstühle, mit demselben Stoffe überzogen, bildeten neben zwei prunklosen ovalrunden Tischen das bewegliche Mobiliar. Zwei Glaskronen venetianischer Abstammung mit unzähligen buntfarbigen Zulbengläsern besetzt, hingen von der schmucklosen Decke hernieder.

Die Unterhaltung zwischen den einzelnen sesshaften Grup-

des seidenen Beutels, dessen Inhalt sich zur größten Freude meiner eigenen Gattin als ein echt persischer Schawl entpuppte. Die löbliche Sitte eines solchen kostbaren Geschenkes ist morgenländischen Ursprungs. In früheren Zeiten war es ein Ehrenkleid, das den Gästen bei festlichen Veranlassungen zu teil wurde, später war es nur der Stoff, gewöhnlich ein Kaschmirshawl, das man zur beliebigen Verwendung den Eingeladenen in der beschriebenen Weise überreichte.

Nach dem Beispiel der übrigen Mitglieder der Versammlung versäumte ich nicht, meinen Namen in die ausliegenden Bücher einzutragen, um den Neuvermählten, dem Kronprinzen Mohammed Tewfik und der Prinzessin Emineh, meine Anwesenheit und meinen Dank zu bezeugen.

Die Verbindung zwischen beiden war durch den damals regierenden Chediw Ismael Pascha geplant worden, dem daran gelegen war, den in seiner Familie herrschenden Unfrieden infolge der Blutrache durch Akte der Veröhnung aus der Welt zu schaffen. Man muß nämlich wissen, daß vor

der Erhebung Ismaels auf den modernen Pharaonenthron die Wahl und Folge der Vizekönige nach dem damals herrschenden Grundgesetz des Seniorats vor sich ging. Nicht der älteste Sohn des regierenden Fürsten, also der Kronprinz nach innerer europäischer Auffassung, sondern das älteste Mitglied der Familie überhaupt besaß das Erbrecht der Nachfolge. So konnte es geschehen, daß der zufällig jüngere Onkel erst nach dem Tode seines regierenden älteren Neffen den erledigten Thron bestieg. Als äußerliches Zeichen seiner Anerkennung galt sein Zug nach der Citadelle von Kairo und die Uebergabe des Schlüssels der Festung an seine Person. Es ist ein düsteres Kapitel in der Geschichte des vizeköniglichen Hauses Mohammed Ali, daß das älteste Mitglied der Familie vor Nachstellungen auf sein Leben niemals sicher war, ebensowenig wie der herrschende Fürst selber, da der nächstälteste den Wunsch hegte, sobald als möglich an die Reihe zu kommen oder dem eigenen Sohne die Nachfolge zu sichern.

Nach dem Tode des Stifters der Dynastie Mohammed Ali, des alten Mem, wie ihn das Volk zu bezeichnen pflegte (am 2. August 1849), folgte ihm sein Enkel, der grausame Abbas. Im Juli 1854 von zwei ungetreuen Mamelucken in seinem Schlosse zu Benha ermordet, hatte er nicht den eigenen Sohn zum Thronerben, denn nach dem Gesetz des Seniorats war es das älteste Mitglied der Familie: der vierte Sohn Mem, Saïd Pascha, welcher als Vizekönig anerkannt werden mußte. Ihm folgte im Januar 1863 sein Neffe Ismael, ein Sohn des tapferen Ibrahim Pascha, des verstorbenen Lieblingssohnes des alten Mem, welcher eine Zeitlang als Prinzregent anstelle seines geistig

hinfällig gewordenen Vaters das Regiment geführt hatte, aber frühzeitig, noch vor dem

Tode des letzteren, aus dem Leben geschieden war. Der kluge Ismael sah mit Bedauern, welche feindselige Gesinnung der Thronfolge halber die Mitglieder der Familie nicht nur untereinander, sondern in erster Linie gegen ihn selber zur Schau trugen, und er erreichte es, wenn auch mit Hilfe bedeutender Geldopfer, daß die Hohe Pforte für Aegypten in alle Zukunft hin das Gesetz der Thronfolge nach europäischem Muster anerkannte, womit allen Thronstreitigkeiten die Spitze abgebrochen war. Nach dem Sturze Ismaels 1879 wurde zum erstenmale die neue Erbfolge beobachtet, und sein ältester Sohn, der Thronfolger Mohammed Tewfik, nahm den erledigten Stuhl seines Vaters ein. Die von Konstantinopel aus mit ungewöhnlicher Schnelligkeit bestätigte Nachfolge des Kronprinzen Abbas Pascha nach dem eben erfolgten Tode seines Vaters liefert den Beweis, daß die Hohe Pforte dem ägyptischen Erbrecht ihre volle Unterstützung gewährt.

Die Gemahlin des dahingeschiedenen Chediws Mohammed Tewfik, die Chediwa Emineh (die neue Bezeichnung der Vizekönige Aegyptens durch das persische Wort Chediw oder bei Damen Chediwa bedeutet so viel als Fürst, Fürstin)



Die Chediwa Emineh.

pen wurde mit kaum hörbarer Stimme geführt, bis die Bewirtung ihren Anfang nahm. Schwarze und bronzefarbige Diener reichten die unvermeidlichen Weisen, die langen Jasminröhre waren zum Teil mit Gold überzogen und mit Edelsteinen ausgelegt, hierauf den arabischen Kaffee in kleinen Kapseln, die in goldenen, von Diamanten und Rubinen blitzenden Untersätzen ruhten, dann süße Schorbets und allerlei Zuckerwerk, womit der erste Akt des festlichen Empfanges sein Ende erreicht hatte.

Es trat eine erwartungsvolle Pause ein, d. h. für diejenigen, welche mit der Hofsitte bei hochzeitlicher Gelegenheit näher vertraut waren. Für mich selber bot sie Veranlassung zu einer sehr angenehmen Ueberraschung. Eine breite Thür an der einen Schmalseite des Empfangsaales öffnete sich und mit feierlich langsam abgemessenen Schritten zog eine lange Reihe von Dienern, gerade so viel als der eingeladenen Gäste waren, durch das Thor. Ein jeder trug auf einer goldenen Schüssel einen geheimnisvollen grünseidenen Sack, der an seinem oberen Ende zugeknüpft und mit einem Siegel versehen war. Der Reihe nach empfingen die eingeladenen Gäste, darunter auch meine Wenigkeit, das übliche Hochzeitsgeschenk

en Freude
entpuppte.
ist mor-
es ein
ungen zu
nlich ein
den Ein-
Veramm-
liegenden
onprinzen
eine An-
damals
en, dem
den Un-
röhnung
daß vor
Smaels
en Pha-
e Wahl
izetönige
als herr-
esej des
ich ging
e Sohn
Fürsten,
inz nach
hen Auf-
en das
der Ja-
t besah
er Nach-
e es ge-
zufällig
rit nach
s regie-
Neffen
ron be-
herliches
Nerteng-
ng nach
n Kairo
abe des
Festung
Es ist
ittel in
es vize-
es Mo-
aß das
der Ja-
ellungen
niemals
owenig
de Fürst
Nächst-
h hegte,
ich an
kommen
Sohne
sichern.
de des
Dynastie
des al-
hn das
pflögte
1849),
Entel,
Ubas.
on zwei
elufften
sse zu
hatte
eigenen
erben,
sej des
es das
er Ja-
Sohn
Pascha,
tig an-
mühte.
Januar
Ss-
n des
n Pa-
rbenen
es al-
er eine
regent
geftig
denen
giment
früh-
dem
Der
mmung
t nur
er zur
se be-
ten in
ischem
Spitze
wurde
sein
nahm
inopel
ge des
Tode
e dem



Photogravüreverlag von Rich. Paulsen, Wien.

Heimkehr. Gemälde von J. Payer.

Holzchnitt von G. Heuer & Kirms, Berlin.

ist die Enkelin des zweiten Bizekönigs Abbas Pascha. Ihr prinzlicher Vater, welcher sich nach dem gewaltsamen Tode des letzten nach Konstantinopel begeben hatte, um den Mördern desselben auf die Spur zu kommen, hatte es aus begreiflichen Gründen vorgezogen, fern von Aegypten seinen Aufenthalt am schönen Bosporus zu nehmen. Hätte schon damals die später von der Türkei anerkannte direkte Erbfolge nach dem Rechte der Primogenitur für Aegypten bestanden, so wäre er zweifellos der Nachfolger seines Vaters anstelle Sa'ids geworden. Er starb frühzeitig, nachdem er die nötigen Anordnungen für die Erziehung seiner Kinder nach europäischem Muster getroffen hatte. Seine älteste Tochter, Prinzess Eminah, die gegenwärtige Chediwa-Witwe, zeichnete sich durch ihre Lernbegierde und ihren Geist aus, und ihre vollendete französische Bildung unterschied sie in nichts von ihren europäischen Schwestern.

Ihre Vermählung mit dem Chediw Mohammed Tewfik legte den Grund zu einer der glücklichsten Ehen. Wenn auch ihr Hauswesen ganz nach morgenländischem Haremstil eingerichtet, aber jede Nebengemahlin dabei ausgeschlossen war, so war das Leben im Innern ganz den europäischen Auffassungen angepaßt und der Geist der Bildung herrschte in den friedlichen Räumen. Der orientalische Luxus beschränkte sich auf das Allernotwendigste, und die Sitten des Islams fanden nur insoweit Anerkennung, als sie das religiöse Element und die Vorschriften des Koran berührten. Ihr Gatte war ein musterhafter Familienvater, der im Gegensatz zu der Verschwendungssucht seines Vaters seine Einnahmen mit hauslicher Sparsamkeit verwaltete und in seiner schwierigen Stellung, gegenüber der englischen Verwaltung seines Landes und den berechtigten Wünschen seines Volkes, soviel es eben möglich war, die Rolle eines verschönenden Vermittlers übernahm. Wenn auch nicht durch einen starken Geist und durch besondere Thakraft ausgezeichnet, verdient er dennoch in keiner Weise den Vorwurf der Schwäche, der ihm von mancher Seite her nachgesagt wurde. Von seinem Vater wenig bevorzugt und beachtet, haßte ihn von seiner Jugend an eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung an, die nur derjenige falsch deuten konnte, welcher nur nach dem äußeren Schein urtheilte. Europäisch erzogen, befand er sich als Kronprinz ziemlich abgeschlossen von der großen Welt in seinem Schlosse der Kubbeh, an der Straße von Kairo nach der alten Ruinenstätte von Heliopolis. Nur einmal, gegen das Ende seiner Regierung, zog ihn der Vater zu den Staatsgeschäften heran, man möchte sagen: um die glühenden Kohlen aus dem Feuer herauszuholen. Eine kleine Schar von Vertrauten und Auserwählten bildeten seinen Umgang, denn er haßte die Gegenwart niedriger Krieger und Speichellecker in seiner Nähe, noch weniger liebte er rauschende Festlichkeiten und sinnberührende Gemüthe, wie sie Ismael Pascha mit ungeheurem Geldeaufwand in ununterbrochener Folge herzuzaubern verstand.

Ein besonderer Zug in seinem Wesen bildete eine gott-ergebene Frömmigkeit, die, fern von aller Heuchelei, seinem innersten Gemüthe entsprungen war. Die Anhänger seines Glaubens wurden nie müde, ihn deshalb auf das höchste zu preisen. Er hielt seine regelmäßigen Gebete, besuchte jeden Freitag und an den Festtagen des Islams die Gotteshäuser, baute Moscheen, stiftete Schulen, unterstützte die Armen, lebte im übrigen bis auf die Speisen und Getränke hin (er trank z. B. niemals Wein oder Spirituosen) durchaus nach den Vorschriften des Koran. In der Fastenzeit des Monats Ramadan enthielt er sich, selbst in der heißesten Jahreszeit, während des Tages über jedes Gemüthe von Speise und Trank. Sogar das bei den Morgenländern beliebte Rauchen von Tabak war ihm zuwider, und auch dadurch erwies er sich als ein strenggläubiger Muslim. Trotz alledem war er im höchsten Grade bildsam und fühlte sich nicht belästigt, wenn andere Personen christlichen Glaubens in seiner Nähe seinem Beispiele nicht folgten. So oft ich die Chre hatte, bei ihm zu speisen (das letzte Mal im März des verflohenen Jahres) fand ich regelmäßig eine Flasche Wein neben meinem Couvert stehen, und nach Tische fehlte niemals eine Cigarette. Wenn ich aus schuldiger Rücksicht für seine hohe Stellung und Gegenwart es ablehnte, die angebotene Freiheit zu benutzen, so pflegte er zu lächeln und mir die Versicherung zu geben, daß er es gern sähe, wenn ich mir keinen Zwang auferlegte. Was ihm zur Gewohnheit geworden sei, wolle er nicht bei anderen zum Geseß erheben. Obgleich er der französischen Sprache vollkommen mächtig war, so liebte er es dennoch, mit mir die Unterhaltung in arabischer Sprache zu führen, da ich, wie er hinzufügte, von ihm als ein Ibn elbeled d. h. als ein „Sohn des Landes“ angesehen würde.

Mit seiner Gemahlin lebte er, wie gesagt, in einer überaus glücklichen Ehe, denn sie teilte in allem, was das innere und äußere Leben betraf, die Ansichten ihres hohen Gatten. Ihre Wohlthaten, welche sie den Moscheen, Stiftungen und Armenwesen zu teil werden ließ, und die einfache Natürlichkeit, mit welcher sie den Mädchen und Frauen ihres Volkes entgegentrat, gewannen ihr die Herzen der gesamten Bewohnerchaft, welche sie wie eine Heilige verehrten. Auch den christlichen Damen blieb ihr Haus nicht verschlossen, und ihre angeborene Liebenswürdigkeit, die im süßigsten Französisch den sprachlichen Ausdruck fand, entzückte jede Besucherin, welche die Chre einer Einladung zum Palaste erhielt. Ich füge hinzu, daß der Chediw wie seine Gemahlin, nicht bloß aus Rücksicht gegen die europäischen Anschauungen darüber, das Sklavenwesen mit Wort und Herz verdammt und daß beide es sich angelegen sein ließen, auch die letzten Spuren desselben nicht bloß in ihrem Hause, sondern im ganzen Lande zu verwischen. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil eine vor elflichen Jahren in London erschienene Schrift einer Antisklaverei-Gesellschaft die Person des Chediws mit geheimen Neigungen für die Sklaverei in Verbindung gesetzt hatte.

Seitdem Kairo mit seinem europäisch-englischen Anstrich nicht bloß zur eigentlichen Residenz des Chediws, sondern zu einer Weltstadt des Morgenlandes erhoben worden ist, hatten der Chediw und seine Gemahlin Eminah hier ihren Sitz in dem ehemaligen Palastgebäude seines Vaters, auf dem sogenannten Abdin-Platze, aufgeschlagen. Nur im Sommer bezogen sie das lustige Schloß am hohen Meeresufer bei Ramleh in unmittelbarer Nähe von Alexandria. Beide empfingen in Kairo, und die wenigen Bälle und Festlichkeiten, welche überhaupt im Jahreslaufe im Winter gegeben wurden, fanden in den prächtigen Räumen des Palais von Abdin statt. Es ist bekannt, daß vor wenigen Monaten ein Teil des Schlosses in Brand aufging, wobei man unnötiger Weise die kostbarsten

Möbelstücke der Chediwa aus den Fenstern hinauswarf. In dem Flügel, welchen die Chediwa bewohnte, waren die Fenster nach dem Platze hinaus, statt des sonst üblichen Gitterwerkes bei Haremsbauten, einfach durch grüne Jalousien geschlossen. Männliche Besucher, welche besonders bei festlichen Gelegenheiten der Chediwa ihre Huldigung bezeigen wollten, schrieben in einem Zimmer des Erdgeschosses ihren Namen in ein ausliegendes Buch ein und wurden mit Kaffee und Cigaretten bewirtet. In der Umgebung beider Höheiten, des Chediws und seiner Gemahlin, befanden sich bis zu den höchsten Aemtern hin fast ausschließlich nur arabische Diener oder Dienerinnen und Beamte. Zu den wenigen Europäern, welche von den Kronprinzlichen Zeiten an dem Chediw zur Seite standen, gehört vor allen übrigen der Martino Pascha, der Sohn des ehemaligen italienischen General-Konsuls dieses Namens in Kairo. Seltam genug und möglicherweise zu seinem eigenen Schaden vernied es der Chediw, seine Leibärzte aus den Europäern zu wählen. Seine Hof-Medici waren Araber, welche an europäischen Hochschulen studiert hatten, an ihrer Spitze der in den Zeitungen der letzten Tage oft genannte Salem Pascha, der sich in München zum Arzte ausgebildet hat und der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist, selbst bis zur dialektischen Aussprache hin.

Die trauernde Chediwa hat für den schweren Verlust, welchen sie durch den Tod ihres hohen Gemahles erlitten, einen Ersatz in dem eigenen siebzehnjährigen Sohne Abbas finden müssen, welcher soeben mit der Würde seines dahingegangenen Vaters bekleidet worden ist. Die Sorgfalt seiner Erziehung und seine spätere Ausbildung nach deutschem Muster in dem Wiener Theresianum werden sicherlich ihre Früchte tragen und ihr einigermaßen den Schmerz um den jäh Dahingegangenen überwinden helfen. Möge ein gütiges Geschick ihm die bitteren Stunden und Tage ersparen, welche seinem edlen Vater im Laufe seiner Herrschaft beschieden waren, und ihm die nötige Kraft und Einsicht verleihen, durch eine weise Regierung Aegypten für die Aegypter wiederzugewinnen!

Mutters Liebling.

Skizze aus dem Leben von Ant. Andrea.

Nachdruck verboten.

Vor ein paar Jahren noch gehörte den Kunows die schöne Apotheke auf dem Alexanderplatz, und die alte Dame, jetzt mit ihrer Tochter Dora in einer ärmlichen Hofwohnung, nahm damals den ersten Stoß des eigenen Hauses ein. Alle Welt, mit Ausnahme seiner armen Mutter, beschuldigt Emil, ihren einzigen Sohn, die Familie zu Grunde gerichtet zu haben. Der alte Kunow starb gerade zur rechten Zeit, um nicht mehr das Schlimmste zu erleben, nämlich daß Emil in der Mitte seiner „einjährigen“ Dienstzeit zwei Jahre Festung bekam, wegen grober Widersetzlichkeit gegen einen Vorgesetzten. Er überstand die Katastrophe indes besser, als der Rest seiner Familie, und kehrte eines Tages frisch und unbeschämt, ein vollendeter Lump, heim. Die Mutter weinte Freudenthränen und beschwor ihn, ihr zu Liebe Apotheker zu werden; das that er denn auch, wenigstens so lange, bis er alles durchgebracht hatte und die verschuldete Apotheke nicht mehr zu halten war.

Nun wollte er in Amerika sein Glück versuchen. Er ließ sich mit dem letzten Ueberrest des erspösten Vermögens ausrüsten, nahm einen thranenvollen Abschied von der Mutter und der Schwester — die einige Jahre jünger als er war und wenig Sympathie für ihn hatte: aus Eifersucht, bildete er sich ein! — und verschwand auf etwa anderthalb Jahre vom Schauplatz. Inzwischen betete die Mutter für sein Wohlergehen in der Fremde und weinte, so oft sie von ihrem Liebling sprach. Die Schwester hoffte, daß sie nun endgiltig von ihm erlöst wären, und arbeitete fleißig als Malerin in einer Porzellanfabrik. Es reichte hin, daß sie bei einem zwar kümmerlichen Auskommen doch nicht Not litt.

Eines Sommerabends erschien der von dem Mutterherzen betrauerte Emigrant: er sah nicht aus wie einer, der in Amerika „sein Glück gemacht“ — eher wie ein richtiger Bagabund. In Wahrheit hatte er das gelobte Land nie mit Augen geschaut und von dem Weltmeer nur den Bremer Hafen; aber seine gute Mutter freute sich ebenso sehr, als ob er direkt aus der tiefsten Wildnis der Westküste käme.

Und was hatte er nicht alles erlebt! Wie war er vom Schicksal verfolgt worden, der gute Junge! Das Haar sträubte sich einem, wenn man ihn erzählen hörte: ausgeplündert wurde er unter andern auch mal, von einer Gaunerbande! Und er, zu „stolz“, um die Seinen anzubetteln, verstand sich dazu, weit unter seinem Stande zu arbeiten um ein Stückchen trockenes Brot. Ein anderes Mal verkaufte ein fieberkräftig verfolgter Fälscher den eigenen Paß heimlich mit dem seinen, und viel fehlte nicht, so hätte der Unschuldige für den Schuldigen büßen müssen. Zuletzt wurde er von einer langen, schweren Krankheit heimgesucht, die ihn dem Tode und dem Verhungern nahe brachte. Wie durch ein Wunder endlich genesen, trieb ihn nun die Sehnsucht nach der geliebten Mutter und der treuen Schwester heim.

Er warf einen halb scheuen, halb höhnischen Blick auf Dora, die das bleiche, sorgenvolle Gesicht abwandte; deutlich stand darin zu lesen, daß sie von dem allen kein Wort glaubte. Anders die Mutter! Sie weinte bitterlich über das harte Schicksal ihres Lieblings; sie bedeckte ihn mit Liebeslungen und Schmeichelnamen.

Dann mußte Dora schnell das Abendessen besorgen, viel üppiger, als die armen Frauen es sich sonst je gegönnt hätten. „Er sieht so elend aus; er hat so viel gedurbt!“ flüsterte die alte Frau bittend der Tochter zu. „Wie wäre es, Dorchchen? — eine Flasche Wein — das würde ihn stärken! Wir brauchen ja diese Woche kein Fleisch mehr zu kochen.“

Dora nickte: sie brachte es nicht über sich, der Mutter die Freude über die Heimkehr des Sohnes zu verbittern. Aber allein in der Küche, halte sie die kleine, nie müdige Hand: „Warum bin ich kein Mann? Warum kann ich ihn nicht lehren, was Scham und Chre sind?“

Emil blieb eine geraume Zeit zu Hause, doch schien er die Nachbarn zu vermeiden, und ehe es dunkel wurde, ging er nie aus. Später, als die Schwester ihm einen anständigen Anzug aus zweiter Hand angeschafft hatte, wurde das anders: er flanierte den ganzen lieben Tag Unter den Linden, oder sonst wo umher; wenn er heimkam, brachte er der Mutter ein

Sträußchen oder eine Düte mit Chokoladenplättchen mit. Der alten Frau ging dann das Herz auf, und Thränen seliger Nahrung traten ihr in die Augen: „Ja, so zarte Aufmerksamkeit hatte nur ihr Liebling für sie! Dora wäre es nie eingefallen, sie derartig zu erfreuen — sie hielt jeden Pfennig zusammen, als ob Leben und Seligkeit von ihm abhingen!“ — Dora hörte es, und das Herz krampfte sich ihr zu. Gewiß, sie verschwendete nicht das Geringste! War sie doch die einzige von ihnen, die wußte, wie schwer es hielt, genug zu erwerben, um sich und ihre Mutter rechtchaffen zu unterhalten. „Woher nimmst du das Geld für Blumen und Näscherlein?“ fragte sie einst den Bruder, der immer hungrig von seinen Spaziergängen heimkehrte.

„O, ich treffe manchmal in Müllers Keller ein paar gute Freunde — anständige Leute — wir machen einen Stat — das ist alles!“

„Emil, du spielst?“ rief das Mädchen erschrocken. „Keine Moralpredigt, wenn ich bitten darf!“ sagte er paßig. „Ich weiß, daß ich dir ein Dorn im Auge bin, weil Mutters Herz an mir hängt. Ich hoffe dir nicht mehr lange zur Last fallen zu brauchen, denn ich habe Aussicht auf eine Stelle als Sekretär bei einem reichen Privatmanne. Dann sollst du die für mich ausgelegten paar Groschen wieder haben; brauchst dich nicht um sie zu grämen!“

Das hielt ihn indes nicht ab, sie eines Sonnabends wieder um Geld anzusprechen: „Fünf Mark nur!“ Er sollte sich wegen der Stelle persönlich vorstellen und brauchte Handschuhe und ein paar andere Kleinigkeiten, um den anständigen Menschen herauszufahren. Dora gab es ihm, und er ging fort mit der sicheren Haltung des Mannes, der keine leeren Taschen hat.

Mutter und Schwester warteten den ganzen langen Abend auf ihn; er kam nicht. Die alte Frau legte sich endlich zur Ruhe und betete, bis sie einschlief, für das Glück ihres geliebten Sohnes. Dora mußte verpacken, aufzubleiben, für den Fall, daß der „arme Junge“ noch nicht zu Abend gegessen hätte. Von bösen Ahnungen beunruhigt, saß sie eine Stunde nach der anderen in der Küche, wer aber ausblieb, das war ihr Bruder.

Spät nach Mitternacht tappte jemand vorsichtig die Treppe herauf. „Bist du es, Emil?“ fragte sie leise durch das Schlüßelloch. — „Schnell! Laß mich ein!“ — Sie öffnete und prallte zurück: er sah zum Entsetzen aus! Seine Weste und das Hemd auf der Brust waren zerissen und mit Blut besplekt; aus einer breiten Schmarre über der Wacke tropfte es in einem fort.

„Hilf mir!“ fleuchte er. „Ich muß fort — die Stadt verlassen — daß nur die Mutter nichts hört!“

Was er weiter atemlos und verworren hervorstieß, das war genug, um dem armen braven Mädchen das Herz zu brechen: er hatte gespielt — die fünf Mark verloren und — in der Verzweiflung — falsch gespielt. Man war dahinter gekommen — es gab Standal — die Polizei legte sich ins Mittel — mehrere der Spieler wurden verhaftet — ihm gelang es zu entkommen, aber er wußte, daß die „guten Freunde“ ihn beim Verhör verraten würden.

„Was nun?“ stöhnte er, indem er auf einen Schemel nieder sank und angstvoll in die bleichen Züge der Schwester starrte.

Sie that ein paar Schritte nach dem Fenster und deutete schweigend hinaus.

„Was?“ murmelte er und klammerte sich an ihren Arm. Sie zog ihn näher heran und zwang ihn mit ihrem unheimlichen Schweigen hinauszublicken in die öde, nächtliche Dunkelheit, wo bei dem Scheine der Straßenlaternen das stille, schwarze Wasser des Kanals schimmerte.

„Bist du verrückt?“ rief er und ließ ihren Arm entsezt fahren: er hatte verstanden; in seiner elenden Feigheit grante ihm vor der Schwester — dem Wasser — dem Tode — dem unbekanntem, dunklen Nichts! „Laß mich! Ich muß fort — fort!“

Da zitterte ein jammervolles Lächeln über das starre Antlitz des Mädchens: „Du denkst an die Flucht — an das Weiterleben? Du? Aber ich bin verzweifelt über deine Schande und deine Verkommenheit. Ich zeigte dir gern, wie man sich im Notfall rettet vor der Polizei — dem Gefängnis — dem Laster und dem Glend; was würde dann aber aus unsrer armen Mutter werden, die ihr Herzblut tropfenweise für dich hingiebt? Du liebst sie verhungern, oder wenn sie dir lästig würde — entseztlich! O Bruder, für dich giebt es nur noch einen Ausweg: den Tod!“

„Ich kann nicht!“ ächzte er, das Gesicht in den Händen, an allen Gliedern zitternd: „Ich kann nicht. Ich bin noch jung — warum nicht bessern? Hilf mir nur noch dies eine Mal! Gieb mir Geld, daß ich fortkomme — nachher soll es anders werden: ich verspreche es dir!“

Dora seufzte; der harte Zug in ihrem Antlitz milderte sich, denn in seiner ganzen Erbarmlichkeit, wie sie den Bruder in diesem Augenblick vor sich hatte, floßte er ihr Mitleid ein — jenes Mitleid, wie der Edle, Starke es mit dem Gemeinen und Schwachen empfindet, gemischt aus Erbarmen und Verachtung. Schweigend öffnete sie den Küchenschrank, wo noch das Kästchen mit dem Gelde stand, von dem er heute bereits die Summe, welche ihn zum Spiel verführt, davon getragen hatte. Es war verschlossen; sie erinnerte sich, den Schlüssel in die Schublade ihres Arbeitstisches gelegt zu haben.

„Es ist unser alles“, murmelte sie. „Wir müssen eine Woche davon leben; aber — ich will es mit dir teilen. Wenn es dich rettet, so denke daran, daß es das Darben deiner alten Mutter und die nächtliche Arbeit deiner Schwester gewesen.“

Mit gierigem Blick hingen seine Augen an dem Kästchen, das klein, wie es war, eine große Hoffnung barg, während Dora leise in das Zimmer trat, wo die Mutter schlief. Die alte Frau regte sich: „Bist du es, mein armer, lieber Sohn?“ Sie lag mit offenen Augen, noch voll von dem unruhigen Traum, der ihr Mutterherz geängstigt hatte.

„Schlafe nur ruhig, Mütterchen!“ flüsterte Dora. „Er ist da.“

„Hat er die Stelle bekommen?“

„Ich — weiß nicht. Er war müde. Morgen wird er uns alles erzählen.“

Zufrieden gestellt schloß die arme Frau die Augen, um weiter zu schlafen und zu träumen von ihrem Liebling. Die Hand des Mädchens zitterte, als sie im Dunkeln den Schlüssel an sich nahm und geräuschlos in die Küche zurückging. Eine kalte Zugluft schlug ihr hier entgegen: ihr Herz that einen gewaltigen Schlag, und ihr Blick flog voll Erwartung nach dem Küchenschrank, hinter dem die Dunkelheit der Nacht und das schwarze Wasser des Kanals lag: nein — es war ge-

[Nr. 8
schlossen! D
stand. Zu
ohne ihre
Sie ist
Treppenstuf
sehen in de
Dora
dem weißlic
und ein St
zagten Seel
Regung mit
Nein,
geschlossen!
aufstun mit
Handwerk
Kupferflüß
„Feigl
in ihrer Gr
wie von de
jetzt kam er
nichts mehr
drehte das
Den V
mußte eini
allein lassen
eingepreßt
in der Lei
samer Arber
Nachts, we
Frühling e
und Dora
nachmittags
Als sie au
schenschwar
welcher ein
Dora schau
wußt ausse
unbekannt
stehenden.
die ganze
sich im Kr
„Das
Wagen dau
Neugie
sein, Dora
„Ma,
gehört, die
„Kom
ihrer Fass
lagen fiel
macht nach
„Um
schimm?“
sie setzte u
„Es g
„Es — w
So bl
selbst zurück
in die Fer
dem bleibe
Straßenecke
Zulest
Züge der
„Glaublich
„Gew
„Er n
„Wie
„Sch
wird ihn f
Frage auch
nachten be
„Ja
„Und
willen, hö
Das
Ja,
mochte! Z
der Einbre
seine gute
in den Kr
war er gel
kind — if
li ip
Her
scho
währt. I
verprochen
bringen.
enthalt ge
Willen ih
In h
seht und i
gemietet,
in die St
Weld
dieses ein
Müßen,
man sich
der Maler
Landsteu
entwickelt
für die o
Aurt Berg
Haus des
Klassiker
der Sinn
halb stän
famkeit in

schlossen! Die kalte Luft kam durch die Flurthüre, die breit offen stand. In der Küche war niemand mehr: ihr Bruder hatte ohne ihre Hilfe das Weite gesucht!

Sie stand und lauschte hinaus. Ganz unten knarrte eine Treppenstufe, sonst war nichts mehr zu hören und nichts zu sehen in der tiefen Dunkelheit.

Dora schloß leise die Thür — dann, in der Küche, bei dem weißlichen Schein des Gaslichtes, atmete sie erleichtert auf, und ein Strahl der Hoffnung wollte aufdämmern in ihrer verzagten Seele: er war also fort — ohne Geld. Eine bessere Regung mußte ihn in seiner Verkommenheit dazu bestimmt haben.

Nein, alles vergebens, jede Hoffnung auf Besserung ausgeschlossen! Dort, auf dem Tisch das Kästchen — es hatte sich aufstehen müssen ohne Schlüssel; eine Hand, schon geübt im Handwerk, hatte es geöffnet: es war leer, nicht das kleinste Kupferstückchen darin vergessen worden.

„Zeigling! Elender!“ murmelte das Mädchen. Doch mitten in ihrer Entrüstung und ihrem Jammer regte sich ein Gefühl wie von der Befreiung eines großen Uebels: Gott sei Dank! jetzt kam er wohl vorläufig nicht wieder; er wußte ja, daß sie nichts mehr zu geben hatte. Sie legte die Sicherheitskette vor, drehte das Gas aus und ging im Dunkeln zur Ruhe.

Den Winter über war die alte Mutter recht kränklich, sie mußte einige Wochen das Bett hüten. Dora, die sie nicht allein lassen konnte, arbeitete dann zu Hause: sie kolorierte die eingepreßten Blumen auf feinen Lederwaren für ein Geschäft in der Leipzigerstraße. Eine tüchtigweise bezahlte und mühsame Arbeit, die dennoch den Vorteil hatte, daß sie sie des Nachts, wenn sie bei der Mutter wachte, fortsetzen konnte. Im Frühling erholte sich die alte Frau; sie brauchte frische Luft, und Dora mußte sie oft spazieren führen. Eines Sonntags nachmittags nahmen sie die Pferdebahn zum Friedrichshain. Als sie ausstiegen, hatte sich an einer Straßenecke ein Menschenwärmer um den bekannten grünen Wagen gesammelt, welcher einen eben aufgefundenen Verbrecher fortzuschaffen sollte. Dora schaute auf: von mehreren Schutzleuten umringt, stieg ein weiß aussehender, noch junger Kerl in den Wagen, ein ihr nicht unbekanntes, verzerrtes Gesicht richtete sich frech auf die Umstehenden. Sie fühlte plötzlich das Blut in ihren Adern stocken; die ganze Welt vor ihrem entsetzten Blick schwankte und drehte sich im Kreise.

„Das war ein Echter!“ sagte lachend ein Arbeiter, als der Wagen davonrollte.

Neugierig blieb die alte Frau stehen: „Wer mochte das sein, Dorchchen?“

„Na, 'n Einbrecher!“ zuckte der Arbeiter, der ihre Frage gehört, die Achsel.

„Komm fort, Mutter!“ flüsternte Dora mit dem letzten Rest ihrer Fassung und zog die alte Frau hinweg. In den Anlagen fiel das Mädchen auf eine Bank, erschöpft, einer Ohnmacht nahe.

„Um Gotteswillen, Dorchchen, was fehlt dir? Wird dir schlimm?“ rief die alte Frau erschrocken, während sie sich neben sie setzte und zärtlich den Arm um sie legte.

„Es geht schon vorüber, Mutter!“ hauchte das Mädchen. „Es — war so heiß — in dem Pferdebahnwagen.“

So blieben sie eine Weile sitzen, schweigend, jedes in sich selbst zurückgezogen. Aber die Gedanken der einen schweiften in die Ferne, von zärtlichen Hoffnungen getragen; die der andern blieben starr auf einem nahen Punkt haften — an der Straßenecke bei der Haltestelle.

Zuletzt glitt ein sanftes, liebevolles Lächeln über die welken Züge der Frau; sie mußte ihrem Mutterherzen Luft machen: „Glaubst du, Dorchchen, daß es ihm gut geht?“

„Gewiß.“

„Er wird sich recht nach seiner alten Mutter sehnen.“

„Wie — könnte er anders!“

„Schreib' ihm nur gleich, daß ich wieder gesund bin! Es wird ihn freuen. Er hat sich gewiß recht geängstigt um mich. Frage auch gleich mal an, Dorchchen, ob er uns nicht zu Weihnachten besuchen kann?“

„Ja — liebe Mutter.“

„Und sag' ihm, Dorchchen, er möchte doch — um meinetwillen, hörst du! — recht lange aushalten auf der neuen Stelle!“

Das Mädchen nickte: „Auf — — der neuen — Stelle!“

Ja, da hielt er freilich länger aus, als ihm lieb sein mochte! Zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, verschwand der Einbrecher fürs erste aus der menschlichen Gesellschaft. Aber seine gute, barmherzig getäuschte Mutter segnete ihn, als sie in den Armen der Tochter den letzten Atemzug that. Für sie war er geliebt, was er von Anfang an gewesen: ihr Herzenskind — ihr Liebling.

Gute Kritik.

(Hierzu das Bild S. 78).

Es ist ein Sonntagskind. Jede Sehnsucht ihres jungen Herzens findet Erfüllung. Auch die Reise nach Italien, schon seit Jahren das Ziel ihrer Wünsche, ist ihr gewährt. Den ganzen Winter sogar haben Onkel und Tante versprochen, mit dem verwöhnten Liebling in Italien zuzubringen. Das wohlthuernde Paar ist an keinen festen Aufenthalt gebunden und kann seinem Pflegekinde ohne Mühe den Willen thun.

In heiterster Stimmung hat man die Reise ins Werk gesetzt und ist in Rom angelangt. Bald ist eine hübsche Villa gemietet, und von hier aus werden nun täglich Streifzüge in die Stadt zur Besichtigung der Kunstschätze unternommen.

Welche Fülle von Schönheit und Kunst faßt doch dieses eine Wort Rom! Wochenlang durchwandert man die Museen, Galerien, ohne müde zu werden, nimmer kann man sich satt sehen an den Meisterwerken der Skulptur und der Malerei. Auch mit den deutschen Künstlerklub treten die Landsleute bald in rege Beziehungen, und auffallenderweise entwickelt besonders Elli plötzlich ein ungeahntes Interesse für die alten Meister, seitdem ein junger deutscher Maler, Kurt Bergen, Stipendiat der Berliner Künstlerakademie, in das Haus des Onkels eingeführt worden ist. Dem jungen, für die Klaffter der Kunst begeisterten Maler mangelt aber darum der Sinn für moderne Schönheiten keineswegs; denn er ist bald ständiger Gast in der Villa und schenkt seine Aufmerksamkeit in erster Reihe Elli, der er täglich über die Fortschritte

seines großen Gemäldes berichtet. „Es wird wundervoll! Die Zeichnung ganz wie von Michel Angelo, dazu die Farbenwirkung Tizians,“ so urteilt Elli, und eine junge Deutsche, mit der Elli rasch Freundschaft geschlossen, flüstert schalkhaft: „Also der reine Tintoretto!“ In wenigen Wochen ist aus der eifrigen Schülerin und Verehrerin die Verlobte Kurts geworden.

Ein Jahr später ist das junge Paar getraut und hat sich nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise in München niedergelassen, wo ihm, dank der Güte des Onkels, ein behagliches Heim geschaffen ist. Freilich viel Vermögen besitzen die beiden nicht, aber dafür Vertrauen, unendlich viel Vertrauen in Kurts Talent. Das große Bild ist fertig und auf die Jahresausstellung geschickt, und von seiner Beurteilung wird die Zukunft des jungen Paares wesentlich abhängig sein.

Am jedem Morgen durchblättert die junge Hausfrau, die in ihrer neuen Würde gar anmutig aussieht, die Zeitungen und Journale; die Rezensenten einiger kleinerer Blätter haben das Bild bereits günstig besprochen, aber noch immer hat der große Kunstkritiker Dr. Hecht nicht gesprochen, durch dessen Entscheidung das Wohl und Wehe der meisten Anfänger bestimmt wird. Da findet sie eines Morgens die Kritik des Gewaltigen in der Zeitung; mit Zittern und Zagen durchfliegt sie die Zeilen, sie liest nur einzelne abgerissene Worte, wie „meisterhafte Charakteristik“, „selbständige Auffassung“, „treffliche Beleuchtung“, und glückselig eilt sie in das Atelier, dem Onkel die frohe Botschaft zu überbringen. Hastig entreisst er ihr das Blatt und überfliegt die Kritik. Dann setzt er sich schmunzelnd nieder, und nun lesen beide gemeinschaftlich wohl zehnmal die Besprechung durch.

Zwei Wochen später ist Kurts Bild von der Jury durch den ersten Preis ausgezeichnet! Elli hat es ja vorher gewünscht, ihr geht jeder Wunsch in Erfüllung: sie ist eben ein Sonntagskind!

Blumen- und Pflanzenpflege.

Nachdruck verboten.

Februar.

Noch schlummert im Samenkorn der Keim, aber es wird Zeit, daß wir ihn wecken, wenigstens bei vielen, und ihm verhelfen, dem Frühling voranzueilen, damit er die Sommertage, welche ihm im hiesigen Klima nur kurz bemessen sind, voll ausnutzen kann und damit er sich zu entwickeln vermag zu der Größe und Schönheit, welche wir von ihm im Zimmer und Garten verlangen; es wird Zeit, Aussaaten zu machen von vielen tropischen und subtropischen Pflanzen, selbst von etlichen Gewächsen unseres Klimas, die früh auf dem Plan erscheinen sollen. Am allernotwendigsten ist es aber bei den Gewächsen, deren Samen harte Schalen haben und die lange liegen, ehe der Keim die Kraft gewinnt, seine Hülle zu durchbrechen. Bananen, ganz besonders Musa Ensete, Palmen jeder Art, Canna, die zierliche Acaacia lophantha, die schamhafte Mimosa, deren Blätter jeder Windhauch, jede Berührung zusammenklappt, Margaretennelken, die schlanke Medeola asparagoides, die im ersten Sommer blühende Rosa polyantha remontans und viele, viele andere, sie müssen schon jetzt in die Erde kommen, in einen Topf oder eine Samenschale, und Aufstellung erhalten im Wohnzimmer oder Gewächshause. Und damit uns bei den ganz hartschaligen Sachen, wie Musa, Canna, Mebeola, Palmen, die Geburt nicht vergeht, damit wir überhaupt darauf rechnen dürfen, daß sie sicher keimen, ist eine Verletzung der Schale, ein Anschneiden, Anschaben unumgänglich. Die Arbeit ist mühselig, aber wenn nur an einer einzigen Stelle das Fleisch klopflegt, kann das Wasser eindringen, der Keim quellen. Den steinharten Musafamen genügt allerdings das Anschneiden nicht immer, oft wollen sie erst acht bis vierzehn Tage in lauwarmen Wasser gelegen haben, bevor sie sich bequemen, und das Wasserbad bei der Aussaat ist im Wohnzimmer jedenfalls nicht zu vergessen.

Verdrießlich ist es, wenn von den Blumenarten nur einige keimen, wenn wir unkeimfähigen, alten Samen erhalten haben, was ja leider häufig genug passiert; doch es läßt sich dagegen wenig machen. Die geringen Mengen hindern uns, sie vorher auf die Keimfähigkeit zu prüfen, wie es bei den Gemüsesamen nicht allein möglich, sondern notwendig ist, um Verlusten vorzubeugen. Das Vorkeimen geschieht da entweder in einem feuchten Tuche beim warmen Ofen, oder besser in sogenannten Keimapparaten, die in vielen Formen und Größen vorhanden sind, deren praktikste aber aus Gips hergestellt werden und für jedes Korn ein Fach enthalten. Solche Keimapparate sind zum Preise von 1,50 Mark bis 3 Mark käuflich in den größeren Samenhandlungen oder bei H. Entel in Zittau. Ihre Anschaffung, wenn sie beschaffen ist, hat aber Eile. Nur wenige Wochen scheiden uns noch von der allgemeinen Aussaatzeit im Freien. Für Schwarzwurzeln und auch für frühe Karotten sind sie fast nicht mehr anzuhängen. Diese Gemüse werden schon im Februar ausgefäet, wenn irgendwie die Witterung eine Bestellung der Beete zuläßt. Als früheste Karotte nimmt man dazu die Pariser Treibkarotte, doch wird neuerdings eine andere, die Frankfurter kurzlaubige, sehr empfohlen und soll früher Erträge geben.

Japanische Klettergurke und remontierende Polyantha-Rose, beide bereits im vorigen Jahre im „Bazar“ besprochen, sind heuer die vielgenannten und am meisten begehrtesten Neuheiten. Zum Anzucht und Frommen unserer Gemüsegärten sei die Klettergurke noch einmal empfohlen. Zur Zeit werden in jeder besseren Samenhandlung Körner käuflich sein, bald nicht mehr, und wenn wirklich jemand an den Namen sich stoßen sollte, er wird Einkehr halten im Herbst und finden, daß gerade der japanische Fremdling die härteste und ertragreichste Gurke des Gartens gewesen ist.

Für den Salatfreund sind zwei neue Sorten, der Erfurter Dickkopf und Laibacher Eisalat wichtig. Der erstere Salat ist ein Salat wie andere auch, nur viel größer, und er bewährt sich, wie Versuche erwiesen haben, in Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Thüringen besonders gut. Den Laibacher Eisalat möchte man beinahe nicht mehr unter die Salate rechnen; er hat viel Ähnlichkeit mit der Sommerendivie, der romaine laitade, im Wuchse, aber auch im Geschmack; dabei bildet er kolossale Köpfe und hat, was man von anderen Salaten nicht eben sagen kann, eine große Dauer; er schießt nicht leicht in Samen. Da das Blätterwerk des Eisalats abknackend, wie das der Sommerendivie, so wird er besonders den Liebhabern dieser Frucht willkommen sein für die Zeiten, in denen die Sommerendivie schlecht zu haben ist.

Eine merkwürdige Stellung unter den Gemüsepflanzen hat Oxalis esculenta, eßbarer Sommerklee. Die Pflanze ist Gemüsepflanze und Blütenpflanze zugleich. Sie kann ihren Platz mit ebendenselben Rechten im Gemüsegarten zur Einfassung der Wegplanten finden, als im Blumengarten zur Einfassung von Blumenbeeten.

Als Einfassung ist sie hier wie dort gleich schön durch ihr dichtes, niedriges Blattwerk und ihre bis zum Herbst ohne Unterlaß hervorkommenden roten Blüten. Die fleischigen Knollen werden wie Teltower Rübsen zubereitet und schmecken besser als diese.

Rancrottolo nennt sich eine Maisneuheit, die vor allen Maisarten den großen Vorzug hat, daß die Früchte im deutschen Klima reifen. Der Mais ist um dessentwillen eine ganz passende Frucht für kleine Gärten des Gemüsegartens, für die eine besondere Bestellung nicht vorgesehen ist, oder für Lücken auf dem Kartoffelbeete, oder selbst als Einfassung für diese. Man pflanzt den Mais in 30 cm Entfernung. Sein Ertrag ist ein großer und zur Fütterung von Hühnern, Schwänen u. ganz ausgezeichnet verwendbar. In den Berliner Samenhandlungen ist Rancrottolo käuflich, auf den Rieselfeldern Berlins hat er seine erste Probe bestanden, in einem nassen, kalten Sommer, in dem sonst Neuheiten solcher Art nur zu häufig fehlschlagen.

Das wären, wenn ich noch die russische Sonnenblume erwähne, die bemerkenswertesten Neuheiten dieses Jahres. Neuheiten unter den Blumen giebt es ja auch, besonders unter den Sommerblumen, den Lebköjen, Astern, Salpiglossis u., aber sie sind im großen Ganzen doch zu wenig auffallend und mehr für das Auge des Züchters als das des Liebhabers bemerkbar. Er thut deshalb besser, hier beim Alten zu bleiben und lieber einige etwas in Vergessenheit geratene Pflanzen zur Ausschmückung des Blumengartens heranzuziehen. Zu diesen halbvergessenen rechne ich auch die Päonie, die Bauernrose, die, trotzdem sie richtig verwendet ganz außerordentliche Wirkung hervorgerufen kann, doch kaum mehr angepflanzt wird. Päonien gewähren blühend, in einer Senkung am Teiche stehend, wo in der Nähe höheres Gebüsch den Blick abschneidet, einen prächtigen Anblick, auf Rasen als Einzelpflanzen, oder zu Gruppen auf einen entfernteren Teil desselben vereinigt, sind sie nicht minder schön. Wer bislang nur die knallrote Bauernrose gekannt hat, wird erstaunen, daß es allein von der strauchartigen Päonie — man unterscheidet baum- und strauchartige — fünfhundert Sorten giebt mit roten, weißen Blüten, und mit Farben, die zwischen diesen beiden stehen, bis zum Gelb. Hervorragend schöne Päonien sind Ambrosio Verschaffelt leuchtend purpur, Alice de Sulbécourt rahmfarbig mit Rot gepunktet, Festiva maxima rein weiß, Arthemise lebhaft rosa, Magnifica rötlich weiß mit gelbem Centrum, Triomphe de Paris weiß mit gelbem Centrum, und wer sie in seinem Garten heimlich macht, wird eigene Freude haben und Nachahmer finden. Wo Päonien in der Blüte nachlassen, oder wo sie ganz aufhören zu blühen, da ist sicher nur die Behandlung schuld. Die Päonie ist eine rasch wachsende Pflanze. Sie bedarf insolge dessen viel Düngung, viel Wasser. Bei der Pflanzung muß man daran denken und den Boden vorher mit Kompost, verrottetem Dung nährkräftig machen. Lehmboden sagt den Pänonien ganz besonders zu; sie blühen darin um so üppiger.

R. Betten.

Allerlei fürs Haus.

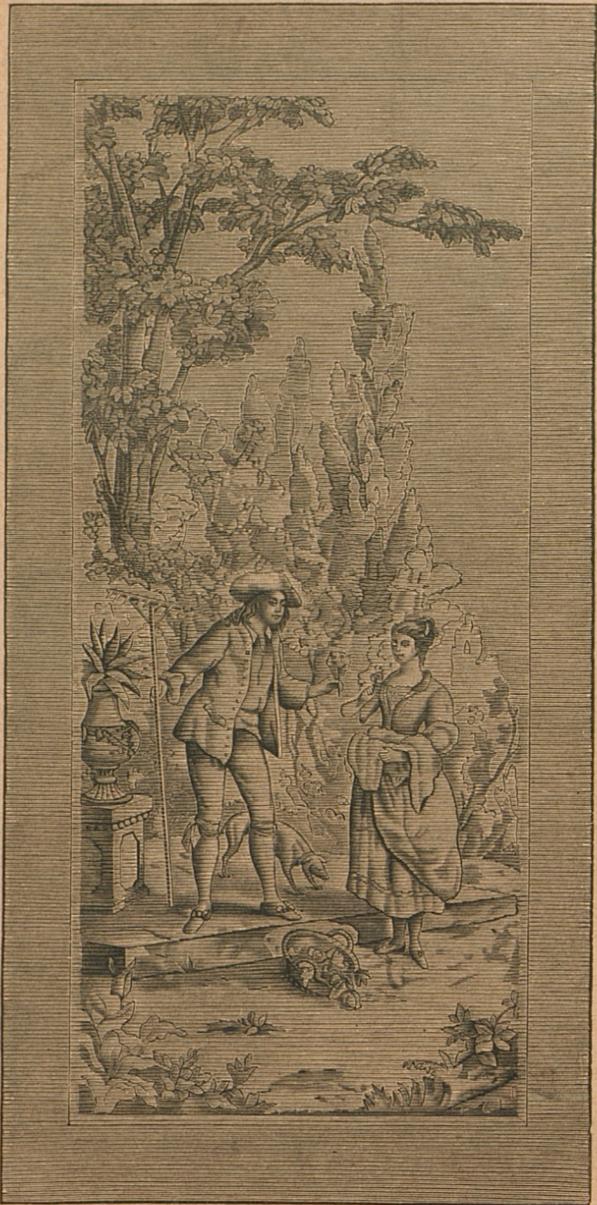
Silbergegenstände vor Schwarzwerden zu bewahren.

Für jede Hausfrau bildet das Schwarzwerden von Silbergeräten, namentlich wenn sie nur ab und zu in Gebrauch genommen werden, eine Quelle immer wiederkehrenden Verdrußes. Besonders bei feinerer Ware macht sich dieser Uebelstand unangenehm bemerkbar, während minderwertige der unliebsamen Veränderung nicht in demselben Maße ausgesetzt ist, d. h. je reiner das Silber, je leichter wird es von der Luft geschwärzt. Der Grund für dieses Schwarzwerden ist in dem Vorkommen kleiner Mengen von schwefelhaltigen Gasen in der Luft zu suchen; durch ihre Einwirkung bildet sich nämlich auf den Gegenständen eine oberflächliche Schicht von schwarzem Schwefelsilber. Deshalb sind namentlich Zimmer, in denen Leuchtgas gebrannt wird, der schlechteste Aufbewahrungsort für Silbergeräte. Mit der Erkenntnis der Ursache ist aber zugleich ein Vorbeugungsmittel gegen das Schwarzwerden gegeben. Wenn es gelingt, die Gegenstände gegen eine direkte Einwirkung der Luft zu schützen, werden sie auch ihren schönen Glanz unbegrenzt bewahren. Am vollkommensten erreicht man diesen Zweck durch Ueberziehen der Oberfläche mit einer dünnen farblosen Lackschicht. Dies Verfahren ist aber natürlich nicht anwendbar bei Gegenständen, welche nach dem Gebrauch gereinigt werden müssen, also vor allem nicht bei Löffeln, Messern und Gabeln. Bei diesen hilft man sich dadurch, daß man sie mit einer Hülle verzieht, welche die Luft bei ihrem Durchgange von Schwefel befreit. Am besten hat sich zu dem Ende das sogenannte Blei- oder Bleiweißpapier bewährt. Es ist dies gewöhnliches Packpapier, auf dessen Oberfläche mittelst Stärkekleister Bleiweiß befestigt ist. Ein noch wirksameres Papier kann man dadurch herstellen, daß man ungeleimtes, z. B. Flich- oder Seidenpapier mit Bleizuckerlösung durchtränkt, trocknen läßt, in eine Sodaaufguss taucht und abermals trocknet. Da alle Bleiverbindungen giftig sind, so darf man natürlich das Bleipapier nicht unvorsichtigerweise zum Einpacken von Lebensmitteln benutzen oder in Kinderhände geraten lassen. Aus demselben Grunde müssen die in dasselbe verpackt gewesenen Silbergerätschaften vor dem Gebrauch abgewaschen oder mindestens sehr sorgfältig abgewischt werden. Weniger giftig sind Zinkweiß, und Zinkpapiere, welche durch Beimengung von Zinkweiß oder Zinkstaub zu der Papiermasse bei der Fabrication oder durch Auftragen derselben Stoffe auf das fertige Papier dargestellt werden. Dennoch sind sie nicht besonders zu empfehlen, da sie viel weniger wirksam als die Bleipapiere sind und die Anwendung letzterer, bei Beobachtung der kleinen, eben angedeuteten Vorsichtsmaßregeln, durchaus ungefährlich ist. — Sollten dennoch durch irgend eine Versäumnis Silberwaren schwarz geworden sein, so braucht man sie nur mit einem in Salmiakgeist getauchten Lappchen abzuwischen, um ihnen ihr ursprüngliches glänzendes Aussehen wieder zu verleihen.

Ueber verälschten Käse. Während das große Publikum genugsam darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß es sich beim Einkauf der Butter bei unbekanntem Händler vorsehen muß, ist über Käseverälschung verhältnismäßig wenig in die Öffentlichkeit gedrungen, und doch steht dieselbe in America z. B. in hoher Blüte. Die Fälscher verfahren folgendermaßen. Sie nehmen bei der Käsebereitung zuerst das Beste von der Milch, die Sahne, ab und ersehen diese durch Schweinefleisch, welches in seine Verteilung gebracht wird. Der aus einer dazwischen Fettmilch bereitete Käse wird ahnungslos unter dem Namen Fettkäse konsumiert. Im Staate Illinois treibt man die Sache sogar im großen und entzieht der Milch durch Centrifugen das letzte Tröpfchen Sahne, dann wird die abgerahmte Milch mittelst Dampfstrahls mit Baumwollsamend gemengt. Der aus dieser Milch fabrizierte Käse hat das Ansehen von Sahnekäse und ist frisch gar nicht so schlecht, wird aber später leberartig zäh und schmeckt unangenehm nach ranzigem Del. Die Polizei ist schon seit Jahren hinter diesem Betrug her, trotzdem trifft man die verälschte Ware noch recht häufig an.

Reinigen von Aquarellfarben-Bildern. Allgemein gültige Vorschriften für das Reinigen von Aquarellfarben-Bildern lassen sich selbstverständlich nicht geben. Es kommt natürlich darauf an, welcher Art die Beschmutzung ist. Nur darf man weder kaltes, noch warmes Wasser, noch Weingeist anwenden, da hiervon die Farben aufgelöst werden und so das Bild verdorben würde. Staubflecke beseitigt man, indem man mit langen, schmalen Streifen von Weißbrot in gerader Strichen über das Bild wegfährt und Krume und Schmutz recht oft mit einem Federwedel entfernt. Tintenflecke werden trocken abgeschabt. Die entstehenden weißen Stellen färbt man mit der betreffenden Farbe nach. Damit der Ton der neu aufgetragenen Farbe nach dem Trocknen mit dem der Umgebung übereinstimmt, müssen zuvor auf der gleichen Papierart Probefärbungen vorgenommen werden. Sind die Ergänzungen aufgetrocknet, so werden die Ränder mit einem mäßig angefeuchteten Pinsel verrieben. Dieflecke, die von den sogenannten flüchtigen oder ätherischen Ölen herrühren, verschwinden allmählich von selbst. Sind sie durch fette Öle oder Fette verursacht, so bedeckt man sie möglichst frisch, auf beiden Seiten, mit geschabter Kreide, die man thünlichst oft erneuert; vorteilhaft ist es, auf die Kreide noch ein Stück Vöschpapier zu legen und mit einem warmen Bügeleisen darüber zu streichen. Die mit Kreide behandelten Stellen werden mit Brot abgerieben. Sollten Spuren von Del oder Fett durch die beschriebene Behandlung nicht entfernt worden sein, so betupft man mit Aether, dann mit Weingeist, bedeckt mit Seidenpapier und Leinwand und läßt die Bilder so unter mäßiger Beschwerung liegen. Am leichtesten sind Wasserflecke zu entfernen. Die betreffenden Stellen werden angefeuchtet und die Farbe an den Rändern verrieben. Das Trocknen der Bilder erfolgt auf die eben beschriebene Art.

Das Schlachten der Tiere. Die Schlachtfrage ist in letzterer Zeit sowohl vom praktischen als vom ethischen Standpunkte aus erörtert worden. Während viele Schlächter hartnäckig am Alten festhalten und die Betäubung vor dem Schlachten verwerfen, fordert ein anderer Teil und mit ihm jedermann, dem der vorwiegende Einfluß, welchen die alte Schlachtweise auf das Volk ausüben muß, klar geworden ist, ebenso energisch die Betäubung. Obgleich die moralischen Bedenken gegen die alte Schlachtweise entschieden ihre Berechtigung haben, müßten sie dennoch zurücktreten und überwunden werden, wenn sich wirklich die Behauptung der alten Schule bestätigte, daß das Fleisch betäubter Tiere nicht gut ausblute und rascher riechend werde. Aber gerade diese Behauptung ist eine von denen, wie sie Unwissenheit oder Leichtsinne oder beide zusammen nie verkehrter und wahrheitswidriger aufgestellt haben. Durch zahlreiche Untersuchungen ist jetzt klar erwiesen, daß bei den ohne vorherige Betäubung getödteten Tieren sich infolge der Schmerzen und der Todesangst im Fleisch eine Säure bildet, welche auf einen Bestandteil der Muskeln, das sogenannte Myosin, zerlegend wirkt und dadurch Starre und weiterhin Fäulnis bewirkt. Das Fleisch derartiger getödteter Tiere verdirbt also früher und zeigt besonders beim Einspökeln seine nachteiligen Veränderungen. Hygiene und Ethik reichen sich demnach die Hand und fordern dringend die Betäubung vor dem Schlachten, eine Forderung, welche der Berliner Tierchutz-Verein schon lange aufgestellt und eindringlich verfochten hat. Für ihre praktische Durchführung hat Direktor Kleinschmidt durch seine Schlachtmaste, seinen Schlagbolzenhammer und Federbolzenapparat gesorgt, so daß nur noch sträflicher Eigeninn bei dem Alten beharren kann.



Gobelin-Imitation.

Die Gobelin-Imitation durch Malerei.

Nachdruck verboten.

Die unter dem Namen Gobelin's bekannten, als Wandbekleidung dienenden Teppiche, sogenannt nach einem im fünfzehnten Jahrhundert lebenden Pariser Färber, Namens Gilles Gobelin, werden noch heute vornehmlich in Frankreich hergestellt und stehen in der Werthschätzung noch immer ebenso hoch wie in vergangenen Jahrhunderten. Bei der Kostbarkeit dieser gewebten Bilder, zu denen man früher Gemälde als Vorlagen benutzte, während man heute besondere Vorlagen herstellt, ist es kein Wunder, daß man neuerdings den Versuch gemacht hat, die Gobelingewebe durch Malerei zu imitieren. Der Versuch ist glänzend gelungen.

Um eine möglichst gute Wirkung solcher gemalten Imitationen zu erzielen, ist es nötig, das Gewebe des Grundstoffes so klar wie irgend thunlich zu erhalten, und es muß jede Farbe vermieden werden, die den Faden verdichtet. Der Gobelinstoff ist dem echten möglichst getreu nachgeahmt, und die Malerei wird außerordentlich dadurch erleichtert, daß die Verlagsanstalt von Hempel u. Schriver, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 8, es sich hat angelegen sein lassen, eine große Anzahl derartiger Zeichnungen anzufertigen und durch Umdruck auf diesen Stoff zu übertragen. Diese Vereinfachung der Arbeit ist um so dankenswerter, da die malenden Damen erstens keine Vorlage brauchen, zweitens aber ihrem eigenen Farbensinn und Geschmack vollständig Rechnung tragen können. Zum Ausmalen ist die Tubenölfarbe, die wir in unseren Kästen haben, ausreichend. Die Farbe wird so weit durch Terpentin und ein paar Tropfen Cicativ verdünnt, daß sie der Wasserfarbe ähnlich ist, und ist so aufzutragen, daß sie in den Stoff einzieht. Das mühevolle Uebermalen erfordert nur ein Festhalten der Konturen und liefert eine frische und korrekte Malerei, die sich als Wanddekorationen, Paravents, Decken, Stuhllehnen, Tischläufer, Paneeldekorationen u. ganz vorzüglich eignen.

Unsere Abbildung einer Gobelin-Imitation zeigt die Art der aufgedruckten Originale und wird gewiß zu einer großen Verbreitung dieser Imitationen beitragen. Der besonders billige Preis ist eine weitere Aufforderung, einen Versuch damit anzustellen. Sind keine Delfarben vorhanden, so empfehlen sich die eigentlichen Gobelinfarben, die als flüssige Tinten in Gebrauch sind und sich ganz außerordentlich bewährt haben. Dieselben durchdringen das Gewebe vollständig, ohne irgend einen Rückstand zu lassen, und färben das Garn so, als wäre es vor dem Weben gefärbt. Irgend ein Präparieren des Grundes ist bei Delfarben wie auch bei den Gobelinfarben ausgeschlossen. Gobelinfarben sowohl wie die besprochenen und bedruckten Gewebe liefert jede größere Kunsthändler Deutschlands, wie auch die vorher genannte Verlagsanstalt. Die Gobelinfarben von G. Vornmann, Berlin C., haben sich außerordentlich bewährt.

Oskar Hülfker.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue elektrische Sicherheitslaterne. Eine neue elektrische Laterne, welche berufen scheint, die vielen durch unvorsichtiges Umgehen mit brennenden Lampen und Laternen entstehenden Unglücksfälle aus der Welt zu schaffen, beschreiben wir im nebenstehend abgebildeten Apparat, mit dem man ohne die geringste Gefahr feuergefährliche, sogar explosive Stoffe bergen kann.



Diese Laterne besteht aus zwei leicht zu trennenden Teilen, einem äußeren lackierten Behälter, in dem oberhalb die Elemente (Kohlen und Zinkplatten) befestigt sind, und dem unteren Kasten mit den vier Batteriegliedern. Die letzteren werden mit der beigegebenen Säure gefüllt, die beiden Kästen durch eine einzige Schraube verbunden, das Ganze ist dann zum Gebrauch fertig. (Genauere Beschreibung nebst Abbildungen enthält die Anweisung, die auf Wunsch von untererwähnter Firma kostenfrei verhandelt wird.) Durch einfaches Hochziehen der in der Mitte des Apparates angebrachten Stange kommt die Säure mit den Elementen in Berührung, wodurch elektrischer Strom erzeugt wird, der die im Reflektor angebrachte Edison'sche Lampe zum Erglühen bringt und ein helles, etwa acht Kerzen starkes Licht ausstrahlt.

Die neue elektrische Laterne wird zum Preise von Mark 24 vorrätig gehalten, die der Abmahlung unterworfenen Teile, Glühlampe und Zinkplatten, werden zum Preise von Mark 2,50 bez. Mark 0,75 einzeln nachgeliefert, eine Flasche Säure, Reflektorstärke, kostet Mark 0,75.

Neuer selbstschließender Zahnhahn aus Messingguss. Der hier skizzierte neue Zahnhahn unterscheidet sich gänzlich von den bisherigen, für den gleichen Zweck bestimmten Verschlüssen. Er ist nicht durch das Drehen eines Handgriffes zu öffnen und zu schließen, sondern läßt nur so lange Flüssigkeit ausströmen, als das mit einer Kugel beschwerte Ventil aufrecht gehalten wird; läßt die Person, welche die Flüssigkeit einnimmt, den Verschlussbügel aus der Hand, so fällt dieser selbstthätig hernieder, und der Hahn ist dicht verschlossen. Es wird hierdurch jedes unbeabsichtigte Auslaufen oder Nachtropfen vermieden, was bei den Zahnhähnen älteren Systems häufig eintrat, falls solche nicht vollständig geschlossen waren und wodurch nicht selten ein beträchtlicher Schaden verursacht wurde. Ferner läßt sich der selbstthätige Zahnhahn durch Anlegen eines Vorhängeschloßes gegen unbefugtes Abfüllen aufs leichteste sichern, und auch die Handhabung des Hahnes ist weit einfacher und bequemer, als bei einem gewöhnlichen Anebelverschluß. Soll der Hahn zum Füllen von Flaschen verwandt werden, so befestigt man den gleichfalls abgebildeten, ihm zugehörigen Trichter an demselben, welcher in jeden Flaschenhals hineinpaßt.



Der Zahnhahn ist in äußerst solbder Weise aus starkem Messing hergestellt, und die inneren Verschlussteile sind aus Rotguss gearbeitet, so daß eine besondere Haltbarkeit des Gegenstandes gewährleistet wird. Der Preis des Hahnes beträgt Mark 10, des Fülltrichters Mark 1,75.

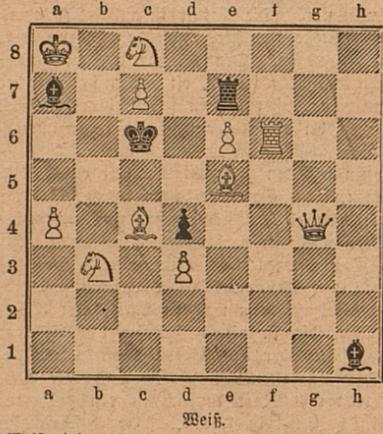
Bezugnahme vorstehend beschriebener Gegenstände: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Schach.

Aufgabe Nr. 308.

Von E. R. Frankenstein.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der dreißibigen Charade Seite 40.

Landregen.

Auflösung der Rätselsfrage Seite 40.

Aus den fünf gegebenen Wörtern erhält man durch richtige Zusammenstellung der Buchstaben: „Keine Ruh bei Tag und Nacht.“

Logogriph.

Wenn ihr beim Rätselwort mit O
Im Opernhaus erscheint,
So macht es euch betrübt und froh,
So daß ihr lacht und weint.
Und dennoch sind die Fröhlichkeit,
Sowie das bitter Weh,
Von dem ihr tief ergriffen seid,
Dort nur das Wort mit E.

G. L.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 138.

Röwe von Erz hier steh' ich; es sind Springquellen mir beide
Augen und Mund und die Sohl', rechts an dem Fuße zusamt.
In zwei Tagen wohl fällt die Cisterner das Auge zur Rechten,
Dieses zur Linken in drei, aber die Sohle in vier,
Endlich genügen dem Mund sechs Stunden zur Füllung. Wie lang
wirds,
Wenn sie nun strömen zugleich, Augen und Sohle und Mund?
(Griechische Anthologie.)

Die Frage ist: In wie viel Tagen wird die Cisterner gefüllt, wenn die Oeffnungen zugleich fließen?

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Haushalt und Küche. Fr. Dr. G. B. in G. Wir nennen Ihnen: „Die Pudding-Küche“ von Lina Kur. Weimar, Verlag von B. F. Voigt. Dieses Spezialitäten-Kochbuch enthält 365 erprobte Rezepte zur Bereitung von Puddings, Mehlspeisen, Aufläufen, Crèmes, Gelees u. s. w., sowie die Bereitung des Speiseeises.

Abonnettin in Wien. Die Parfettfußböden können, wie jeder andere Fußboden, durch Waschen mit Soda und Seife gereinigt werden. Nach vollständigem Entfernen des Schmutzes müssen sie vom Bohrer neu gebohrt werden. Eine hierzu brauchbare Masse können Sie in jedem Drogeriegeschäft kaufen. Zur Selbstbereitung derselben ist folgendes Rezept empfehlenswert. In 8 Teilen Regenwasser löst man 5 Teile gelbes Wachs, setzt dazu eine klare Lösung von 2 Teilen Borax in 4 Teilen Wasser langsam und unter Umrühren, löst diese Mischung gut auf und läßt sie unter beständigem Umrühren erkalten. Soll dieses Wachswech gefärbt werden, so verwendet man von Mineralfarben oder von organischen Farbstoffen am vorteilhaftesten Resorcinbraun an, da dieses vor anderen, sonst auch wohl verwendeten Farben den Vorzug besitzt, dem Sonnenlichte zu widerstehen.

H. W. in G. Sie wünschen zu wissen, wie man Brot aus Roggenmehl und Kartoffeln bereitet. Ein solches Brot wird in den Disprovinzen Preußens nicht nur in Notstands Jahren gebacken, sondern auch bei guter Roggenernte; es führt in Majoren den Namen „Brühhrot“, ist schmackhaft und hält sich wochenlang frisch. Die Art seiner Bereitung ist, abgesehen von den durch Dürftlichkeit bedingten Abweichungen, folgende. Die gekochten Kartoffeln werden auf einer Reibe feingerieben; den Saft läßt man möglichst ablaufen und mischt sodann eine geringe Menge Mehl mit heißem Wasser und dem Gärmittel (wenn möglich kein Sauerteig, sondern Hefe) zu den geriebenen Kartoffeln. Nach mehreren Stunden wird dem Teige noch mehr Mehl zugegeben und derselbe sodann wie gewöhnlich verbacken.

Kosmetik und Gesundheitspflege. — Gebr. L. in S. a. N. Ihrem Wunsche einer Empfehlung des Ammoniums als Waschmittel können wir nicht nachkommen, da dasselbe nach dem übereinstimmenden Urteil vieler Fachmänner ein durchaus werthloses Produkt ist. Es ist, wie auch die Eisenbahntarifkommissionen erkannt hat, ein Abfallstoff der Sodafabrikation, der keine Spur von dem angeblichen Ammoniumsulphhydrat in kristallinischer Form, dem es seine glänzenden Wirkungen verdanken soll, enthält. Nach Analysen Birnites besteht es hingegen lediglich aus einem Gemisch von Kalisilikat, Schwefelcalcium und Soda.

Frau H. in W. Das Wesentliche und Wirksame des sogenannten Ammoniumsulfhydrats sind Schwefel und Kampferspiritus, beides Arzneimittel, die lange, bevor Frau Karoline Kummerfeld lebte, als kosmetische Mittel von Ärzten und Laien gebraucht wurden. Seitdem man die Zusammensetzung des Mittels kennen gelernt hat, ist sein Nimbus als Geheimmittel verschwunden, und wir hatten recht, wenn wir behaupteten, daß ein jeder Apotheker im Besitz einer Vorchrift zu dem Wasser sei. Auf die genaue Nachbildung des Originalwassers kommt es in diesem Falle gar nicht an. Das Original ist sogar durch Zusatz von Glycerin — welches man vor hundert Jahren als Heilmittel noch nicht kannte — wesentlich verbessert worden. Dr. H. Sager giebt folgende Vorchrift: sublimierter Schwefel (besser nimmt man den präcipitirten Schwefel) 2 Gewichtstheile, Glycerin 12 Teile, Kampferspiritus 4 Teile, Labendelspiritus, Eau de Cologne, von jedem 10 Teile, destillirtes Wasser 120 Teile. In einer anderen Vorchrift (von C. Dietrich) wird dem Waschwasser noch Borax zugelegt, und auch dieser Zusatz darf als eine Verbesserung angesehen werden.

G. Fr. Es ist ein durch keine Thatsache begründetes Vorurtheil, daß das öftere Beschneiden der Haare dem Wachstum derselben Vortheil leistet. Es steht dagegen fest, daß das Haar um so schneller wächst, je kürzer, und um so langamer, je länger es ist, nur die Beobachtung, daß kurz geschnittenes Haar sehr rasch wächst, hat zu jenem Vorurtheil geführt.

D. — 1 Nur die Zeit vermag die Farbe von Narben zu bleichen. Schminke sie zu bedecken; ein kosmetisches Mittel, Narben fortzuschaffen, giebt es nicht. **2** Darüber kann nur ein Arzt durch den Augenschein ein Urtheil fällen. **3** Ein erprobtes Rezept für Honigwasser (Honey-Water) zum Waschen der Kopfhaut lautet: 50 Gramm gereinigter Honig, 50 Gramm Quillquharintinctur, 50 Gramm Rum, 100 Gramm Orangensüßholzwasser, 630 Gramm Rosenwasser und 20 Gramm Borax werden gelöst, gemischt und filtrirt.